image
not
available


3 6105 048 233 386





Das Wirtshaus „zum König Przemysl"

Eine Prager Geschichte von

Karl Hans Strobl.

L. Staackmann Verlag Leipzig





Karl Hans Strobl
Das Wirtshaus
„Zum König Przemysl"

Von **Karl Hans Strobl** erschienen ferner im gleichen Verlage:

Das Frauenhaus von Brescia. Gebunden M. 3.—

Romantische Reise im Orient. Mit 26 Illustrationen. Buchschmuck von J. Tom. brosch. M. 5.— geb. M. 6.—

Der brennende Berg. Roman. brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Das Wirtshaus „Zum König Przemysl"

Eine Prager Geschichte von

Karl Hans Strobl



Viertes und fünftes Tausend

Leipzig :: Verlag von L. Staackmann :: 1913

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

1.

Ich war noch im Stande der Unschuld, aber meine älteren Farbenbrüder öffneten mir die Augen über die Machenschaften meiner Quartierfrau. Eines Tages sagte mein Leibbursch zu mir: „Schau, Leibfuchs, du bist eine aufgelegte Wurzen. Was? . . . Eine Quadratwurzen bist du! Du mußt deiner Quartierfrau ein bissel auf die Finger passen. Die bemogelt dich doch hinten und vorne. Laß dich doch nicht so aussackeln. Sie schreibt dir alles dreifach auf und heizt obendrein mit deinen Kohlen und brennt dein Petroleum. Wenn du durchaus Geld beim Fenster hinauswerfen willst, so kauf' dir ein Buch oder geh ins Theater."

Durch solche Reden meiner erfahrenen Freunde war mein Mißtrauen entfacht. Mein kritischer Sinn war rege geworden. Ich sah meiner Quartierfrau auf die Finger und fand,

daß mein Leibbursch recht gehabt hatte, mich eine Quadratwurzen zu nennen.

Ich hätte nun bleiben und den Triumph genießen können, die alte Schwindlerin zur Ehrlichkeit zu zwingen. Aber ich fand es unter meiner Würde, mich täglich mit ihr herumzubalgen und entschloß mich, zu kündigen.

Dann ging ich auf die Wohnungssuche.

Aus der Prager Altstadt wollte ich nicht heraus. Dieses Gewirr von Gassen und Gäßchen hatte es mir angetan, diese tiefen Dämmerungen auf dem Straßengrunde, während oben die Dächer im Sonnenschein lagen, diese Winkel und Nischen an alten Kirchen und Palästen und diese historischen Gerüche aus Haustoren und Hofecken. Und dann wollte ich auch nicht aus der Nähe der Libertenbude fort, denn die war die Basis meines damaligen Lebens.

Ich fand endlich einen Wohnungszettel an dem breiten Tor eines Eckhauses zwischen zwei schmalen Straßen. Es war damals nicht so leicht, eine Wohnung zu suchen, indem man



die Häuser entlang lief. Denn die Prager Bevölkerung war in einer gereizten Stimmung gegen alles Deutsche, und nur selten wagte es ein Vermieter, sich schon durch die Sprache seines Zettels geradezu als Deutscher vor der Straße zu bekennen. Der nationale Haß hatte auch dieses Stückchen Papier nicht verschont. Man sah es an der Farbe der Tinte, daß der Zettel erst vor wenigen Stunden geschrieben worden war, und trotzdem hatte man sich schon über ihn hergemacht, ihn mit Blaustiftstrichen und Messerschnitten zu verunstalten und einen mächtigen Klumpen Straßenkot mitten darauf zu pflanzen.

Gerade das aber trieb mich an, in den dritten Stock hinaufzusteigen und an der Türe der Oberlehrerswitwe Sidonie Haberhauer anzuklopfen. Die Visitenkarte, die diesen Namen trug, war durch einen schmalen Glasstreifen geschützt. Zwei blanke Messingschräubchen hielten das Glas an der weißgestrichenen Türe fest.

Frau Sidonie Haberhauer war ganz wie ihre Türe. Sauber und altväterisch. Sie trug



ein schwarzes Kleid und eine weiße Krause um den Hals. Auch um die Handgelenke zackelte irgendein Spitzenzeug. Sie sah meine violette Mütze einen Augenblick mit wasserblauen Augen so verwundert an, daß ich schon glaubte, ich sei an eine falsche Türe geraten.

„Ich möchte mir das Zimmer ansehen," sagte ich.

„O bitte," antwortete sie mit einer dünnen Stimme, die sich anhörte wie ein altes Saiteninstrument, etwa wie ein Spinett, das keinen Ton mehr hält.

Da war ein Vorzimmer, eine Küche, in die ich einen flüchtigen Blick bekam, und am Ende eines kurzen Ganges zwei Türen. Rechts ging es in das Zimmer, das zu vermieten war. Es war nicht sehr groß, aber ungemein freundlich. Das geschweifte Sofa nahe dem weißen Kachelofen, die gehäkelten Deckchen auf dem runden Tisch und den drei Stühlen, die Spitzengardinen an den Fenstern, das alles gab einzelne Eindrücke, deren Summe ein tiefes Behagen war.



„Meine Schwester hat hier gewohnt," sagte Frau Sidonie, und ihre dünne Stimme klang nun ganz besonders gebrechlich, „vor vier Wochen ist sie gestorben. Solange sie am Leben war, bin ich doch nicht so allein gewesen. Ich habe es nicht nötig, mir einen Zimmerherrn zu nehmen . . . aber man will doch nicht immer so allein sein. Ich werde Sie nicht belästigen. Aber man will doch wissen, daß noch jemand in der Wohnung ist."

Also ich sollte im Sterbezimmer einer alten Dame wohnen. Nun — ich würde mich wohl mit ihrem Geist zu vertragen wissen.

Ein Kanarienvogel begann zu trillern. Und gleich darauf fiel ein zweiter ein . . . und ein dritter . . . und noch einer, ein ganzer Chor von Kanarienvögeln, nebenan in Frau Sidoniens Zimmer. Wie gemütlich und freundlich das war. Das gehörte zu diesen weißen Gardinen und gehäkelten Deckchen.

„Ich nehme das Zimmer," sagte ich. „Wissen Sie, was mir gleich von allem Anfang an so gut gefallen hat? . . . daß Sie sich



schon unten am Haustor als Deutsche bekennen."

„Wieso?" fragte sie, und ihre wasserblauen Augen strahlten unheimliche Mengen von Verwunderung aus.

„Ich meine ... der Zettel! Es gibt viele Leute, die das nicht wagen würden. Man hat aber auch Ihren Zettel schon massakriert."

„Mein Gott!" rief sie angstvoll. „Ist das möglich? Ja ... man tut ihnen doch nichts. Man will doch nur Ruhe haben. Das sind böse Menschen ..." und sie trippelte hin und her, wie ein Vogel, nach dem eine fremde Faust greift.

Ich sah, daß Frau Sidonie nicht aus Heroismus und Bekennerfreudigkeit so preiswürdig gehandelt hatte, sondern aus Unbefangenheit und Unkenntnis der Dinge, die draußen vorgingen.

Wir waren sehr bald einig. In drei Tagen sollte ich einziehen.

Als ich hinunterkam und durch die breite Toreinfahrt ging, standen ein junges Mäd-



chen und ein Bursch in meinem Wege. Sie war schlank und stark gewachsen, mit runden Schultern und Hüften. Trotzdem ein kalter Zugwind durch das Vorhaus strich, hatte sie sich nicht geschützt. Sie stand in einer dünnen Bluse da, deren Kragen am Hals eingeschlagen und deren Ärmel bis über die Ellenbogen hinaufgezogen waren. Die lose gesteckten blonden Haare flatterten über die Stirne und um die Ohren. Der junge Mensch neben ihr trug einen kurzen Schnurrbart und eine Art von Künstlermähne unter der runden Pelzmütze. Sein Winterrock war dick verschnürt, mit förmlichen Tauen, die von langen Knopfspindeln gehalten waren. Das sah sehr bewußt und gewollt aus, ein etwas zu protziges Zurschautragen seiner Nationalität. Es war etwas Theatermäßiges daran, und der leise komische Anhauch fehlte nicht, der in unserer Zeit korrekter Verhaltenheit allen Übertreibungen anhaftet.

Ich hatte die beiden noch lachen gehört, als ich über die Stiegen herabkam. Wie sie mich



erblickten, verstummten sie und sahen mich mit bösen Blicken an. Ich schritt durch ihr feindliches Schweigen hindurch und tat, als sähe ich sie nicht. Da ich nicht ausweichen wollte und mir der junge Mensch mit der Löwenmähne auch nicht aus dem Wege ging, streifte ich ihn beinah mit dem Ellenbogen. Als ich vorüber war, hörte ich ihn halblaut etwas zu dem Mädchen sagen. Irgendeine Bemerkung über mich, ein Schimpfwort, einen Hetzruf. Ein gehässiges Lachen klang mir nach, als ich aus dem Tor ging.

Ah — ich hatte also schon eine kleine Feindin in diesem Haus, noch bevor ich eingezogen war. Nun gut — ich würde mich danach einzurichten wissen.



2.

Meine neue Wohnung erfreute sich bald bei meinen Farbenbrüdern einer großen Beliebtheit. Niemand hatte ein so behagliches Heim, niemand eine so freundliche Wirtin. Ich hatte beinahe alle Tage Besuch, wenn ich daheim war. Irgend jemand kam, begrüßte mich, setzte sich in die mollige Sofaecke, rauchte einige Zigaretten, sprach von diesem oder jenem, seufzte ein wenig vor Heimweh nach ein paar alten, gebräunten Dächern einer kleinen Provinzstadt und ging dann wieder nach einer Stunde oder nach zweien. Ich selbst war viel mehr daheim als früher. Ich saß dann da, las oder schrieb und hörte dem Vogelchor nebenan zu.

Bisweilen machte ich auch einen Besuch bei meiner Wirtin. Wenn ich eintrat, schob sie die große Hornbrille auf die Stirne und sah mich



mit den wasserblauen Augen äußerst verwundert an. Dann erhob sie sich, sehr geschmeichelt und geehrt, und empfing mich mit einer milden Feierlichkeit. Ich traf sie immer vor einem unförmlich dicken Briefmarkenalbum. Sie sammelte nämlich Briefmarken. Aber sie war die seltsamste Sammlerin, die ich je gesehen habe. Sie betrieb die Sache nicht aus Vergnügen, um ihrer selbst willen, sondern nur aus treuer Erinnerung an ihren verstorbenen Gatten. Die Kanarienvogelzucht und das Briefmarkensammeln waren seine beiden einzigen Leidenschaften gewesen; nur ganz kleine, niemals hinreißende Leidenschaften, aber immerhin trugen sie eine Art von Ideal in seine letzten Jahre. Ich erkannte, daß jeder Art von Ideal immer etwas Zweckloses wesentlich ist. Die Vogelschar und das dicke Album hatte Frau Sidonie als Erbschaft in treue Hut übernommen. Sie pflegte beides mit gleicher Liebe, aber mit sehr ungleichem Verständnis. Für die kleinen gelben Vögel hatte sie alles Geschick der Mutterinstinkte, das Album aber war ihr heimliches



Bangen und ihre Kümmernis. Denn trotz allen Eifers und allen Studiums war sie noch nicht in die einfachsten Geheimnisse der Briefmarkenkunde eingedrungen. Diese Wissenschaft war ihr trotz jahrelangen Bemühens ein Buch mit sieben Siegeln. Wie andere Leute farbenblind sind oder gar kein musikalisches Gehör haben, so fehlte ihr jedes Organ für Philatelie.

Ich sah mit Rührung, wie sie sich abplagte. Denn es genügte ihr nicht, den Schatz zu verwahren und zu verwalten, sondern sie hielt sich auch für verpflichtet, ihn zu mehren. Das war nun bei ihrer vollkommenen Unkenntnis der Mittel und Wege eine schwierige Sache.

Sie nahm deshalb mein Anerbieten, ihr dabei behilflich zu sein, mit überströmender Dankbarkeit an. Und sie erwies mir dafür wieder in ihrem Wirkungskreis soviel Gefälligkeiten, daß ich es auch nicht zu bedauern gebraucht, wenn ich nur aus eigennützigen Gründen gehandelt hätte.

Dieses häusliche Behagen wirkte doppelt und dreifach wohltätig auf mich und meine



Freunde im Gegensatz zu dem Leben draußen. Es war eine unruhige Zeit; man befand sich immer auf dem Kriegspfad, und die Straße zeigte sich lauter und feindseliger als je gegen alles Deutsche und besonders gegen uns Studenten. Man verhöhnte uns mit Blicken, Worten und Gebärden, spie vor uns aus, zeigte uns geballte Fäuste, und nächtlicherweile war es in einsamen Straßen schon öfter zu Zusammenstößen mit unseren Gegnern gekommen.

Richard Zwettl, unser Zweitchargierter, der es liebte, den Stil der alttestamentlichen Propheten nachzuahmen, sagte: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, über uns hänget eine Wolke, deren Bauch birgt den Donner, und sie ist schwarz und schwillet von Osten nach Westen, ungeheuer wie Behemoth und gierig nach Unheil, und es zucket über unserem Scheitel und versammelt sich ein Wetter, um loszubrechen über euch, eurer Sünden wegen, die da heißen Saumsal in der Einzahlung der Couleurbeiträge, Widerstand gegen die Worte eurer gesetzmäßigen Obrigkeit, Unglauben und Mur-



ren wider die Weisheit eines hohen Konventes, Versäumnis der gebotenen Paukstunden und Flachmeierei beim Tiefquartenschlagen. Ich stehe unter euch, um euch zu warnen, aber ich bin der Prediger in der Wüste, meine Stimme verhallet, und ihr gehet hin und glaubet mir nicht. Aber Pech und Schwefel wird über euch niedergehen aus dem Bauche des Behemoth, und es wird sein wie mit Sodom und Gomorrha, und ihr werdet ein großes Wehegeschrei erheben, aber es wird zu spät sein, den Zorn abzuwenden."

Daß sich aber wirklich etwas vorbereitete, war nach allen Anzeichen gar nicht zweifelhaft. Jene Unruhe teilte sich allen mit, jene unangenehme Erwartung einer Gefahr machte uns mißtrauisch und scharfsinnig.

In meinem Haus waren die Anzeichen einer gesteigerten Erregung ganz unzweideutig zu merken. Rechts vom Eingang befand sich ein kleines Wirtshaus mit dem stolzen Namen: „Zum König Przemysl Ottokar."

Der Wirt hieß Boleslav Manda, und jenes



blonde Mädel war das Wirtstöchterlein. Das hatte ich in den ersten drei Tagen nach meiner Übersiedlung schon ausgekundschaftet.

Auch meinen Freunden war es nicht entgangen, daß ein hübsches Ding von angenehmer Rundheit in meinem Hause zu finden war; und ich hatte besonders den Lord Kolophonium in Verdacht, daß seine Besuche nicht ausschließlich dem Behagen meiner neuen Bude galten. Lord Kolophonium, so genannt wegen seines Geigenspieles und wegen seiner englischen Manieren, hieß eigentlich Ferdinand Kämmerling und galt als ein ausgemachter Kenner weiblicher Schönheit.

„Sapperment," sagte er, nachdem er mir seine Entdeckung mitgeteilt hatte, „sie hat den edlen slawischen Typus. Es gibt nämlich zwei Frauentypen bei den Slawen. Einen mongoloiden: aufgestellte Nasen, niedrige Stirnen, schiefgestellte Augen. Das ist irgendeine inferiore Blutmischung, aus der diese Menschen hervorgegangen sind ... Halbasiaten sind sie. Dann aber haben sie auch einen germanoiden



Typus, zu dem wir wahrscheinlich das Beste beigetragen haben. Das sind die Herrenmenschen unter ihnen, jene, die uns am meisten zu schaffen machen. Mit den Mongoloiden könnten wir bald fertig werden, aber die Germanoiden, das sind unsere ärgsten Widersacher, sie sind die geborenen Aristokraten, die Heerführer und Rufer im Streit."

„Und Ludmilla ist also ein Mädel vom edlen, germanoiden Typus?"

„Ludmilla heißt sie also? Schau, das weißt du schon?"

„Ja . . . ich habe mich selbstverständlich erkundigt."

„Na ja . . . aber du wirst kein Glück haben, mein Lieber. Sie wollen nichts von uns wissen. Jetzt ist auf einmal der Teufel in sie gefahren. Früher hat man doch ganz ohne Schwierigkeiten hie und da sein kleines Abenteuer haben können. Aber jetzt — keine Ahnung. Sie fauchen dich an wie böse Katzen. Das kannst du mir glauben. Ich hab' in der letzten Zeit Mißerfolge gehabt . . . märchenhafte Mißerfolge!"



„Und das gestehst du so ganz ruhig ein?"

„Warum denn nicht?" sagte Lord Kolophonium selbstbewußt. „Diese Mißerfolge habe ich doch nicht meiner Persönlichkeit zuzuschreiben, sondern meiner Eigenschaft als Deutscher. Ich leide für mein Volk, ich bin ein Märtyrer der Nation."





3.

Ich weiß nicht, ob es bloße objektive Neugierde war oder der Wunsch, Kämmerlings Behauptungen auf mich hin zu prüfen, was mich antrieb, Ludmillas Bekanntschaft zu suchen.

Ab und zu traf ich sie im Haustor oder auf dem Hof, aber ich war Luft für sie, und sie ging mit einem so hochmütigen und abweisenden Ausdruck an mir vorüber, daß meine Blicke auf ihr so wenig haften konnten, wie Wasser auf geölter Leinwand. Dieser Vergleich drängte sich mir auf, denn sie war steifleinen wie nur je eine englische Miß. Jeder von uns war aus einer anderen Welt. Das wollte sie mir deutlich zeigen. Lord Kolophonium mochte doch wohl recht haben. Diese Feindschaft war wie ein stets gegen mich gerichteter Stachel, mehr — wie ein ganzer Wald von Stacheln, ein Lan-



zenwall, dessen Spitzen mir alle entgegen-
starrten.

Dennoch aber gab es mir keine Ruhe. Ich hätte gar zu gerne einmal mit ihr gesprochen, um zu sehen, ob sie immer so spießig bliebe. Eines Abends, als ich eben nach Hause kam, fand ich das Nächstliegende, das, was ich schon längst hätte tun können. Die Eingebung kam so ruhig wie ein sanftes Licht, und ohne einen Augenblick zu zögern, griff ich nach der Klinke der Türe rechts im Hausflur und trat ein.

Ich trug einen weichen schwarzen Hut, war also ohne äußeres Abzeichen meines Studententums und konnte mich daher auch in ein Gasthaus niederen Ranges begeben.

Der erste Raum war das Schankzimmer. Dahinter lag dann die Gaststube, in der ich beim flüchtigen Hinsehen eine Gipsbüste des großen Palacky, des Erfinders der tschechischen Historie, erblickte. Als ich einen Schritt seitwärts trat, konnte ich auch den gipsernen Johannes Huß sehen, der in gleicher Höhe an der Wand das Gegenstück zu dem Historiker bil-



dete. Zwischen Huß und Palacky war eine mit weißen Gardinen verhangene Glastüre. Sie führte zu einem Extrazimmer, in dem, wie wir wußten, ein Sokolverein seine geselligen Zusammenkünfte stattfinden ließ. Die große Gaststube war nur dämmerhaft erleuchtet. Ein einzelner Gast saß in einer Ecke und hielt eine Zeitung vor das Gesicht. Drüben aber, im Extrazimmer, ging es recht lebhaft zu. Die weißen Gardinen an der Glastüre ließen ab und zu Schattenbilder sehen. Einen Kopf, einen Arm, ruckweise Bewegungen, verzerrt und gebrochen durch die Falten der Vorhänge. Einmal war es mir, als hebe sich ein Mädchenkopf in den Bereich der kleinen Schattenspiele. Viele Stimmen sprachen durcheinander, jemand lachte. Und da ich nun schon einmal Ludmillas Schatten gesehen zu haben glaubte, so bildete ich mir nun auch ein, es sei ihr Lachen gewesen.

Ich hatte Zeit zu diesen Beobachtungen; denn der Schanktisch war von den Dienstmädchen der Nachbarschaft dicht umdrängt, die



hier das Nachtmahlbier holten. Herr Manda stand hinter der blankgescheuerten Zinnplatte und hatte alle Hände voll zu tun. Er drehte an den Messingpipen, und das Bier schoß schäumend in Gläser und Krüge.

Ich hatte mich ganz hinten angestellt. Es war mir durchaus nicht darum zu tun, bald daranzukommen. Ich konnte warten.

Wenn Herr Manda den überschüssigen Schaum mit seiner hölzernen Spachtel abgestrichen und den Deckel der Krüge zugeschlagen hatte, dann zogen die Dienstmädchen ihre braunen und grauen wollenen Umschlagetücher fester um die Schultern und gingen. Aber andere kamen dafür herein. Und es dauerte schon eine ganze Weile, bis ich vortreten mußte.

„Ich möcht' ein Stehseidel!“ sagte ich.

Herr Manda starrte mich an. Da war jemand, der in seinem Gasthaus deutsch sprach! Er war ganz im Ernst erschrocken, trat dann zur Seite und legte die Hand an eine der Pipen. Aber es war, als könnte er sich nicht entschließen, aufzudrehen. Ich besah mir ihn



inzwischen genauer. Also — Herr Manda gehörte ganz gewiß nicht zum germanoiden Typus des Lords Kolophonium. Er hatte aufgeworfene Negerlippen und gekraustes Haar. Gott allein mochte wissen, wie diese Rassenmerkmale in den Stammbaum der Mandas gelangt waren. Das Gesicht war von angenehmer Röte, und unter den Augen lagen je zwei fingerbreite Tränensäcke. Seine gedrungene Gestalt reichte etliche Fäuste über den Schanktisch hinauf und war gerade groß genug, daß er ohne besondere Beschwerden die Pipen drehen konnte.

Herr Manda hatte sich endlich entschlossen, mir einzuschenken. Dann kredenzte er mir das Glas wie einen Schierlingsbecher.

Ich trank einen Schluck und bedauerte, daß ich fast eine halbe Stunde hier ganz umsonst verbracht hatte.

Aber da klang ein Lachen, eine Türe ging auf, und ein rascher Blick nach rechts zeigte mir einen viereckigen Ausschnitt aus einem mit gelbem Licht und blauem Rauch erfüllten



Raum. Dann kam Ludmilla durch das dämmerhafte Gastzimmer, sprach einige Worte mit dem Zeitungsleser in der Ecke und entzündete noch eine zweite Gasflamme.

Sie trat in das Schankzimmer. Ich sah ihr entgegen. Festen Blickes. Ein leichtes Lächeln und eine kleine Melodie schienen auf ihren Lippen zu schweben. Aber das verschwand sogleich. Ein maßloses Erstaunen wurde augenblicklich von einem heftigen Zorn überwältigt. Ich sah, wie ihr das Blut gleich einer Springflut zu Kopf stieg. Bis zu den Haarwurzeln und bis in die kleinen runden Ohrläppchen hinein.

Dabei machte sie eine unbesonnene und reizende Bewegung. Sie fuhr mit der Hand nach dem Kragen ihrer Bluse, als ob sie plötzlich innegeworden wäre, daß die Brosche, die dort saß, aufgegangen sei. Ich kann nicht sagen, warum mich gerade diese Bewegung so sehr entzückte. Ich weiß nur, daß sie mir ungemein gefiel.

Ludmilla trat zu ihrem Vater hinter den



Schanktisch. Die beiden sprachen irgend etwas miteinander, leise, damit ich nicht verstehen sollte, um was es ging.

Ich trank mein Bier aus, langsam, in kleinen Schlucken, und bemühte mich inzwischen, einen Blick des Mädchens aufzufangen.

Aber diese Blicke waren wie kalter, grauer Stahl. Sie gingen geradeaus, immer an mir vorbei, zu Gegenständen hin, wo sie sicher nichts zu suchen hatten.

Dann, als ich ausgetrunken hatte, blieb nichts anderes mehr übrig als zu zahlen und zu gehen. Jawohl — Lord Kolophonium hatte recht, hier war der Liebe Müh umsonst. Ich hätte mir gar nichts daraus gemacht, zu verzichten, wenn nicht diese kleine, entzückende Bewegung gewesen wäre, die sich mir eingeprägt hatte.

Um diese Bewegung wiederzusehen, machte ich mir das abendliche Stehseidel zur Gewohnheit. Das Glück wechselte dabei. Manchmal stand ich dem Vater Manda ganze fünfzehn Minuten gegenüber und trank einen Schier-



lingsbecher oder auch zwei, ohne daß Ludmilla zum Vorschein kam. Bisweilen aber traf ich sie allein hinter dem Schanktisch. Dann versuchte ich kleine, harmlose Gespräche anzuknüpfen. Sie antwortete mir in gutem, nur ein wenig hartem Deutsch, aber so, daß ich sah, diese Antwort sei schlimmer als ein vollkommenes Schweigen.





4.

Das war alles, bevor jene große Wolke heraufzog, von der der Zweitchargierte predigte, sie sei der Bauch des Behemoth und berge die Strafe für die flachen Tiefquarten.

Als aber jene erwähnten Anzeichen eintrafen, da sollte ich auch sehr bald eines von ihnen zu sehen bekommen.

Eines Abends fiel mir gleich beim Eintritt in das Schankzimmer des „Königs Przemysl“ ein Plakat auf, das recht augenfällig der Tür gegenüber an der Wand angebracht war. Ein großes Papier mit einem Rand in den Nationalfarben Weiß-Blau-Rot und spannenlangen Buchstaben in Blau mit roter Schattierung. Ich raffte meine Kenntnisse der fremden Sprache zusammen und las zu meiner nicht geringen Verwunderung: „Deutschen wird hier nicht eingeschenkt.“

Das ging auf mich... Donner und Doria! Das ging auf mich. Indessen jetzt konnte ich



nicht zurückweichen. Es wäre eine Feigheit gewesen, vor diesem Plakat den Rückzug anzutreten. Ich tat so, als hätte ich den Sinn des Textes gar nicht verstanden, lächelte sehr unbefangen und trat an den Schanktisch. Herr Manda und Ludmilla standen da und sahen mir entgegen. Ludmilla war sehr blaß, und heute sah ich jene kleine reizende Bewegung wieder, die ich seit jenem ersten Trank vergebens erhofft hatte.

„Also, Herr Manda, wie immer ... ein Stehseidel!“ sagte ich möglichst ruhig.

Herr Manda reckte sich empor. Er mußte hinter seinem Schanktisch auf einen Schemel getreten sein, um imponierend zu wirken. Sein ausgestreckter Arm wies nach dem Plakat an der Wand ... es war eine cäsarenhafte Gebärde.

Ich sah mich um, als verstünde ich nicht. „Na ja, ein Stehseidel!“ sagte ich dann.

Da begann er mir etwas zu erzählen, sehr schnell, sehr aufgeregt, sehr energisch.

„Sie — ich versteh' Sie nicht!“ unterbrach ich ihn.



„Nix daitsch... kein Bier für Daitsche," sprudelte er mich an.

„Sie, ich mache Sie aufmerksam .... Sie haben da ein Wirtshaus, das ist ein öffentliches Lokal... solche Witze gibt es nicht... es gibt sogar ein Gesetz, nach dem Sie bestraft werden können..."

Jemand lachte. Ich wandte mich halb um. Da lehnte in der Türe zum Gastzimmer der junge Mensch mit der Künstlermähne, den ich damals mit Ludmilla im Hausflur getroffen hatte. Sein blondes Schnurrbärtchen sträubte sich, und seine Augen waren scharf wie Brenngläser. Der ganze Körper zitterte vor Zorn, ein überheizter Kessel. Er sah mich höhnisch an und lachte gezwungen. Das ganze Bild war beherrscht durch das krampfhafte Bemühen, den Eindruck der Überlegenheit zu machen.

Die Lage war einigermaßen peinlich. Aber ich mußte meinen Willen durchsetzen, jetzt erst recht, da ich wußte, daß dieser junge Mensch das Ganze angezettelt hatte.



„Ich frage Sie das letztemal, ob Sie mir einschenken wollen?“ sagte ich entschlossen zu Herrn Manda.

Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Ludmilla ergriff ein Glas und trat an die Wand, aus der die gelben Messinghähne hervorstanden. „Weil es das letztemal ist, Herr,“ sagte sie und drehte auf. Ich sah, wie ihre Hände bebten. Herr Manda und der Jüngling in der Türe waren erstarrt.

Ich nahm das Glas und lächelte Ludmilla zu. Aber sie sah mich nicht an, wischte ihre Hände an der blau- und weißgestreiften Schürze ab und ging dann in die Küche. Der junge Mensch verschwand aus dem Türrahmen, und ich war mit Herrn Manda allein. Er war wieder von seinem Schemel herabgetreten und kramte im Hintergrund seiner Schankkredenz mit schmutzigen Gläsern.

Schweigend trank ich mein Bier, schweigend legte ich ihm das Geld auf die Zinnplatte, gerade mitten in eine Lache vergossenen Bieres und ging ohne Gruß.



Das war mein letztes Stehseidel im „König Przemysl". —

Es gab auch noch andere Anzeichen eines nahenden Sturmes, die uns beachtenswert erscheinen wollten.

Unser Haus umschloß mit vier Flügelbauten einen ziemlich geräumigen Hof. Zwei dieser Flügel bildeten die Gassenfronten. In ihnen befanden sich die beiden Hauseingänge. Oben in der Höhe jedes Stockwerkes lief eine hölzerne, von eisernen Trägern gehaltene Galerie längs der Mauern. Sie vermittelte einen nachbarlichen Verkehr zwischen den Wohnungen, deren Küchen alle nach diesem Gang zu lagen. Die eisernen Träger, die sich in abgemessenen Abständen mit kühnen Kurven über die Brüstung erhoben, um jenseits mit Klammern in die Wand zu greifen, dienten verschiedenen häuslichen Zwecken. Hier wurden Kleider geklopft und Betten gelüftet, vor allem aber wurde hier Wäsche getrocknet, wenn es das Winterwetter eben zuließ.

Es war ein richtiges altes Haus, ein Bienen-



stock von vierzig Parteien. Einst war es ein deutscher Kaufhof gewesen, eine jener Burgen des Handels, die Prag groß und reich gemacht haben.

Die Türme der Teinkirche sahen über die Dächer herüber.

Das echteste Prager Winkelwerk aber war in der Kante des Häuserblocks zu finden, die dem von den beiden Straßen gebildeten Eck gerade gegenüber lag. Dort stießen die beiden Flügelbauten nicht ganz zusammen. Sie ließen den Winkel offen, und da hatte man den schönsten Blick auf Feuermauern, rußige Schornsteine, altersgraue Dächer der Nachbarhäuser. Eines schob sich in das andere, drängte und vertrug sich, nahm Licht und Luft weg und öffnete plötzlich und ganz unvermutet wieder einen Spalt auf neues Winkelwerk. Unser Häuserblock war dort gegen die Nachbarhäuser durch eine hohe Mauer abgeschlossen.

Und in diesem offenen Eck, auf einer Fläche von etlichen Quadratmetern Größe, prangte der „Hausgarten" mit dreieinhalb verkümmerten Gestrüppen und einem Baum von trüb-



seligem Aussehen. Jetzt im Winter sah die ganze Herrlichkeit aus, wie wenn man Besen in die Erde gesteckt hätte. Ich zweifelte daran, daß diese Reiser im Sommer jemals grünen könnten.

Die Wohnung, deren Fenster auf diesen Hausgarten gingen, hatte Herr Manda inne. Durch Gott weiß welche sonderbare Fügung der baulichen Vergangenheit unseres Hauses befand sich ein Zimmer seiner Wohnung zur ebenen Erde und eines im ersten Stock. Diese beiden Räume waren außer Zusammenhang mit dem übrigen Haus. Die Galerie brach ab, bevor sie an diese Wohnung gelangte. Die gegenüberliegende Hausmauer war gänzlich öde und ohne Öffnung.

Herrn Mandas Nachbar war ein alter Mann. In seinen zwei kleinen Zimmerchen hatte er ein Puppentheater eingerichtet, zu dem an den Mittwoch- und Sonntagnachmittagen die Kinder des ganzen Viertels strömten. Der alte Kwapil war ein Künstler in seinem Fach. Seine Puppen hatte er alle selbst geschnitzt,

3*



kaschiert und bekleidet. Und seine Stücke hatten alle einen seltsamen, auffallenden Stil. Es war etwas vom Leben an ihnen, von den grotesken, abseitigen, unter der Oberfläche liegenden Dingen des Lebens. Deutlicher als auf der Bühne, auf der Menschen agieren, schienen in diesem Puppentheater die wirren Linien und Ornamente des Schicksals.

Ich hatte seine Vorstellungen schon einige Male besucht. Mein Freund Erich Rübsam war bei diesen Kunstgenüssen mein Mitgenießender gewesen. Er teilte meine Vorliebe für diese primitiven Darstellungen, an denen das Beste ist, daß sie unserer Phantasie so weiten Spielraum geben, daß alle unsere Deutungen des Lebens darin Platz haben. Er war gleich mir davon überzeugt, daß der alte Kwapil sein eigener Theaterdichter sei. Es gab in diesen Puppenstücken oft Stellen von einer so ungewollten Komik, daß man nicht aus einem herzhaften Lachen kam. Dann aber wieder gab es groteske Wirkungen, so stark, so aufhellend, so bannend, daß man sich eigentümlich ergrif-



sen fühlte. Der „Faust", den man bei Kwapil zu sehen bekam, war etwas ganz anderes, als unser Weltdrama oder das alte Puppenspiel. Bevorzugt waren nationale Stoffe aus der Geschichte Böhmens. Ich erinnere mich an ein Drama aus dem Dreißigjährigen Krieg, in dem die Enthauptung der böhmischen Adligen auf dem Altstädter Ring einen wahrhaft weltgeschichtlichen Ton an sich hatte.

Eines Tages, es war kurze Zeit nach meinem letzten Besuch beim „König Przemysl", kam Erich Rübsam auf meine Bude.

„Du... denk' dir nur, der Kwapil spielt heute ‚Don Quichote'. Das müssen wir doch sehen! Nicht?"

„Oh... das ist ja was ganz Neues. Jetzt vergreift er sich sogar an den alten Spaniern. Ja... wir müssen sehen, was er aus dem alten Ritter gemacht hat."

Wir gingen sogleich hinunter und quer über den Hof, auf dem ein vorzeitiger Schnee einen braunen, quatschenden Brei gebildet hatte. Vor Kwapils Tür stand ein kleines Häuflein



von Kindern. Sie lasen mit betrübten Mienen die Ankündigung des neuen Stückes. Da war alles mögliche versprochen: wie der edle Ritter mit seinem Knappen Jan Sachopal in die Welt auszog und wie er mehr Abenteuer hatte, als Flöhe in einen Sack gehen. Ebenso originell wie der Stil war die Art der Ankündigung. Sie war einfach mit Seife an die Scheiben des Fensters gleich neben der Türe geschrieben und durch ein schwarzes Tuch dahinter deutlich lesbar gemacht.

Man konnte den Kindern anmerken, wie gern sie dieses neue Schauspiel gesehen hätten. Aber es waren Kinder armer Leute, die nicht einmal die drei Kreuzer hatten, die Kwapil von ihnen als Eintrittsgeld erhob.

Als sie uns kommen sahen, hoben einige, die uns schon kannten, in neuer Hoffnung den Kopf.

Erich schaute mich an. Wir verstanden uns. Dann verteilten wir an die Ausgeschlossenen ein paar Kreuzer und eröffneten ihnen die Pforten zum Tempel der Kunst.

Das größere der beiden Zimmer, in dem die



Vorstellung stattfand, war schon voll Publikum. Die Kinder saßen auf Bänken, die hergestellt worden waren, indem man Bretter über zwei Sessel gelegt hatte. Wer auf diesen Sperrsitzen keinen Platz fand, suchte sich einen auf der breiten Kommode im Hintergrunde des Zimmers oder auf dem Bett, das durch einige Bretter in eine Galerie verwandelt worden war.

Wir zwei waren die einzigen Erwachsenen in dieser Schar von Kindern und blieben ganz hinten in der Türe zum Vorzimmer.

Gleich nach unserem Eintritt hatte Kwapil die Kasse geschlossen, die Eingangstüre versperrt und war hinter die Bühne gegangen.

Wir hörten den Alten hinter dem Vorhang mit seinen beiden Gehilfen reden. Das dauerte sehr lange, und die Vorstellung wollte noch immer nicht beginnen. Die Erwartung verlor ihre Spannkraft, und die Kinder fingen an, unruhig zu werden. Auf der Kommode balgten sich zwei, und einer stieß den andern von seinem Platz herab.



Der Disput hinter dem Vorhang dehnte sich immer weiter hin und wurde immer lauter. Ab und zu schob eine Hand den Vorhang zur Seite und jemand sah nach uns herüber.

Endlich, als der Tumult der Kinder auszuarten drohte, kam der alte Kwapil auf uns zu. Er schien in großer Verlegenheit zu sein, sein weißer buschiger Schnurrbart zitterte ihm unter der Nase, die tausend Fältchen auf seiner Stirn liefen kreuz und quer durcheinander.

„Meine Herren," sagte er mit halblauter Stimme, „Sie müssen fortgehen. Ich kann für Sie nicht spielen."

Der alte Mann hatte unsere Zuneigung. Wir blieben beide sanft und ruhig. „Aber warum denn, Vater Kwapil? Warum sollen wir denn gehen? Warum wollen Sie uns nichts vorspielen?"

Kwapil warf einen zaghaften Blick auf den grünen Vorhang. Man sah eine Hand, die in den Spalt griff. „Sie wollen mir nicht spielen, sagen sie, wenn die Herren im Zimmer



sind. Ich kann nichts tun. Was soll ich denn machen?" Der alte Mann war ganz erregt.

„Aber wir haben gezahlt, Vater Kwapil, wir sind Publikum, wie alle anderen."

Eifrig griff der Alte in die Tasche: „Ich werde Ihnen das Eintrittsgeld zurückgeben."

„Wir nehmen es nicht zurück. Wir wollen den ‚Don Quichote' sehen. Das ist wieder ein Stück von Ihnen, nicht wahr? Nun, deshalb sind wir hier! Wir freuen uns darauf."

Da ging es ihm wie Sonnenschein übers Gesicht. Er sah uns einen Augenblick an, demütig, gequält, bittend. Dann seufzte er, und der weiße, buschige Schnurrbart zitterte ihm unter der Nase. „Ja . . . aber . . . Sie wollen mir nicht spielen . . . wenn die Herren nicht gehen wollen . . . dann muß ich die Vorstellung absagen." Damit wandte er sich ab und sagte, mutlos und mit gebrochener Stimme: „Heute wird nicht gespielt — geht nach Haus, Kinder!"

Ich sah eine Menge brauner und blonder Köpfe, die sich nach dem Alten umsahen, eine



Menge starrer, entsetzter Augen, die kein Begreifen zeigten. Da legte ich dem Puppenspieler die Hand auf den Arm: „Lassen Sie nur, Vater Kwapil ... die Kinder sollen nicht um ihr Vergnügen kommen ... wir gehen!"

So ist es geschehen, daß wir Kwapils „Don Quichote" nicht gesehen haben. Ich empfinde das noch heute als einen Verlust.





5.

An einem Novemberabend war die ganze Bande bei mir zu Besuch: Erich Rübsam, Lord Kolophonium, die unzertrennlichen Füchse Max und Moritz und als Ehrengast unser Zweitchargierter Richard Zwettl.

Auf dem Tisch stand der kupferne Teekessel der Frau Sidonie Haberhauer und summte uns alle um so gemütlicher an, als draußen ein heftiger Sturm über die Dächer fegte und sich bisweilen mit Geheul in den Hof hinabstürzte. Wir hatten die hölzernen Laden der Fenster geschlossen, weil wir den Leuten, die draußen über die Galerie gingen, keinen Einblick in unsere Häuslichkeit gestatten wollten.

Es war in der letzten Zeit nicht selten vorgekommen, daß jemand draußen stehen geblieben war und an die Scheiben geklopft hatte. Wenn ich dann zum Fenster gelaufen war, so



hatte ich eben nur noch einen entfliehenden Schatten zu sehen bekommen. Manchmal aber starrte mich auch eine höhnische Fratze aus der Finsternis an, ein boshaftes Grinsen stand da in dem aus meinem Fenster quellenden Licht. Ehe ich aber auf die Galerie hinauskommen konnte, war der Frechling fort.

Wir wußten alle: das waren die Leute aus Herrn Mandas Extrazimmer, und ihr Anführer war der löwenmähnige Jüngling, der es seit letzter Zeit darauf angelegt zu haben schien, mir nicht nur seine Feindseligkeit, sondern auch seine Vertraulichkeit mit Ludmilla zu beweisen. Ich traf ihn allenthalben in den dunkeln Winkeln des Hausflurs und in den Nischen der alten, gewundenen Treppen. Da stand er, eng beisammen mit dem Mädchen, Schulter an Schulter, und sie tuschelten miteinander, wenn ich vorüberging. Seine Blicke leuchteten vor Haß.

„Ja . . . du hast es dir mit ihnen ganz und gar verdorben,“ sagte Lord Kolophonium. „Du hast es gewagt, die Augen zu einer Maid zu



erheben, die bereits durch das Wohlgefallen eines Volksgenossen geheiligt war."

„Die Augen zu erheben ...!" sagte ich ärgerlich. „Es ist mir doch nicht eingefallen!"

„Übrigens wird die Schwefelbande immer unverschämter," warf der Zweitchargierte hin. „Grad vorhin, wie ich zu dir gekommen bin, wieder. Ich trete also in dieses Haus, als ein friedlicher Staatsbürger, dessen Vater seine Steuer bezahlt, der sein Einjährigenjahr gemacht hat ... der seinen Studien mit Eifer obliegt ..."

„Ho ... ho!" grölten Max und Moritz.

„Mit Eifer obliegt ... jawohl ... ihr zwei seid doch die frechsten Füchse in ganz Europa und umliegenden Ortschaften. Ich werde euch morgen zusammenkoppeln wie die Dackel und über den Gasarm im Paukzimmer aufhängen. Also ich trete ein ... nichtsahnend ... da tut der ‚König Przemysl' seinen Rachen auf und speit vier oder fünf solche Helden hervor. Was will Gott? Ich gerate also mitten zwischen sie. Es können auch sechs



oder sieben gewesen sein . . . man zählt seine Feinde nicht so genau . . . kaum sehen sie mich, so fangen sie an, Betrunkenheit zu markieren, taumeln hin und her, brüllen . . . und auf einmal rennt der eine mit voller Wucht gegen mich. Aber ich . . . na ja . . . ihr habt mich ja oft genug auf Mensur gesehen. Also: Eisen. Ich schiebe die Schulter vor . . . ein eleganter Ruck, und der Kerl fliegt an die Wand . . . das war ein Klatschen wie von einem nassen Fetzen, den man so hinhaut. Schwupps! Mensur ex! Na ja . . . wenn sie ihn nicht losgelöst haben, so klebt er noch jetzt neben dem Haustor."

„Oh," sagte Erich Rübsam bewundernd. Er war ein schwacher, zarter Bursche und verehrte an unserem Zweitchargierten die frische, unbedachte, nie versiegende Kraft. „Und die anderen haben sich nicht auf dich gestürzt?"

„Haben sich gehütet," lachte Zwettl, „übrigens . . . ich habe bei der ganzen Sache nur mit der Schulter gearbeitet. Der Körper war ganz ruhig. Wenn man mir eine Schale mit



Wasser auf den Kopf gegeben hätte, kein Tropfen wäre herausgespritzt. Das sollte man einmal bei euch probieren, Füchse, wenn ihr Tiefquarten und Durchzieher wichst. O Gott! Da wären Wassersäulen von fünf Metern Höhe auf euren geehrten Kürbissen. Es ist ein Jammer. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so ihr nicht werdet wie die Löwen im Gefecht und...“

Es klopfte schüchtern an meiner Tür. Frau Sidonie Haberhauer trat ein. Sie trug — o Wunder! — eine Kognakflasche und sechs Likörgläschen und ging wie das Märchen mitten durch das Zimmer. Den summenden Teekessel schob sie ein wenig zur Seite und stellte Flasche und Gläschen neben ihn. Jedes der kleinen Dinger war aus einem andern Land, aber so verschieden sie nach ihrer Form und Artung waren, das war ihnen gemeinsam, daß man sie mit irgendeiner belebenden Flüssigkeit füllen konnte.

„Ja . . . ich weiß nicht?“ sagte ich verdutzt. Meine Freunde sahen mich so ungemein angenehm überrascht an. Sie hielten mich für



den edlen Spender. Und es ist nicht immer gut, gegen Ende des Monats für einen edlen Spender angesehen zu werden.

„Oh . . . ich bitte," zirpte Frau Sidonie mit ihrer Spinettstimme, „ich denke mir . . . die Herren werden auch . . . ein Glas Kognak trinken wollen. Das ist noch von meiner Schwester her . . . der Arzt hat ihr Kognak verordnet, aber sie hat ihn nicht trinken wollen . . . und ich trinke ihn auch nicht. Na . . . und da . . . . den Herren wird er schon schmecken. Prosit." Und sie wurde wahrhaftig rot, wie ein junges Mädchen, diese alte Frau, als sie das Studentenwort aussprach. Und, verlegen über ihr burschikoses Benehmen, ging sie schnell wieder hinaus.

„Diese Quartierfrau ist der Koh-i-noor unter den Quartierfrauen," sagte Lord Kolophonium.

„Ein merkwürdiges Zusammentreffen," brummte Zwettl aus dem Ehrenwinkel des Sofas her, „ich habe eben unter der Bewußtseinsschwelle ein dringendes Bedürfnis nach Kognak gehabt."



„Verwöhnt sie dich immer so?" fragte Erich.

„Sie ist ein dankbares Gemüt. Ich habe sie heute davor behütet, schlechte Fälschungen von alten Marken gegen ihre guten Dubletten umzutauschen."

Zwettl legte seine Stirn in philosophische Falten: „Ich hab' immer geglaubt, das Briefmarkensammeln ist ein Blödsinn. Aber jetzt revoziere ich alles. Es hat dennoch seine tiefere Bedeutung."

Wir tranken nun unseren Tee mit Kognak und behielten noch eine halbe Flasche ‚zum Individualkonsum', wie Zwettl sagte.

Man sprach vom Theater; Erich Rübsam wußte genauen Bescheid, er war der Kunstmensch unter uns, der Agent für ideale Güter. Seine ganze Glut, für die unser Studentenleben fast zu robust und gewalttätig war, versprühte in feineren Flammen. Vielleicht gerade deshalb, weil sein Sehnen nach den Herrlichkeiten animalischer Kraft nicht über seine Unzulänglichkeit hinweg konnte.

Dann holte Lord Kolophonium seine Geige



hervor. Eine eigentümliche, schwebende Stimmung war in meinem Zimmer, das Gespräch war immer müder geworden. Lord Kolophonium war kein Virtuose, er verschmähte alle kalten und leeren Kunststückchen. Aber er war ein durchaus inniger Musiker, sein Ton klang voll und weich, sein Strich ging selbstverständlich über die Saiten. Ihm sang seine Geige was er wollte. Und da legte er alles modische Wesen ab und gab sich ganz und ohne Vorbehalt hin.

Wir hörten ihm schweigend zu.

Jeder von uns hing seinen heimlichen Wünschen nach. Da war in jedem irgendeine Sehnsucht, ein Versteck, in dem man etwas Heiliges bewahrte: ein paar übersonnte Dächer, eine graue, grün überrankte Stadtmauer, ein gütiges altes Gesicht, ein brauner oder blonder Mädchenscheitel. Oder es erwachte auch ein Wollen, ein Streben nach einem Ziel, das sich in dieser Stunde klar aus der goldigen Flut der Töne hob.

Lord Kolophonium legte die Geige weg.



Noch schwiegen wir, rauchten unsere Zigaretten und tranken langsam unseren Kognak.

„Es ist doch schade,“ sagte der Lord nachdenklich und bekümmert, „sie ist doch ein entzückendes Mädel.“

„Wer denn?“

„Na ... da, die Kleine, die blonde Ludmilla.“

Ich war wütend, denn ich wurde mir nun erst dessen bewußt, daß ich während des Geigenspiels immerfort an sie gedacht hatte. Und nun fühlte ich mich ertappt, als ob der Lord meine Gedanken gelesen hätte. „Fängst du schon wieder an?“ sagte ich.

„Na ja ... da mit diesem Kerl, mit dem sie sich herumzieht ...“

„Das ist nur eine politische Demonstration.“

„Na ich danke ... solche Demonstrationen in Liebesangelegenheiten ... du bist ein Narr, mein Lieber.“

„Schließlich kommt es nur darauf an, ob man sich mit aller Kraft einsetzt,“ sagte ich gereizt. Die melancholische Resignation meines Freundes regte mich auf.

4*



„Du hast doch gesehen, wie deine Versuche geendet haben. Was willst du noch?"

„Es ist noch nicht zu Ende. Das war nur ein Waffenstillstand. Ich habe den Feind bloß einschläfern wollen. Ich kann jederzeit wieder beginnen."

Lord Kolophonium blieb hartnäckig. Er hob sein Kognakglas und warf einen betrübten Blick hinein. „Du renommierst, mein Bester! Da ist nichts zu machen."

Ich war außer mir. Ich fühlte mich imstande, alle Hindernisse zu nehmen. Ein paar Gläser Kognak hatten meinen Wagemut ganz kühn und toll gemacht. „Jetzt noch . . . gleich . . . fange ich von neuem an, wenn es sein muß."

„Was denn? Willst du vielleicht zu ihr ins Fensterlein steigen . . . . ‚Herzliebchen mein unterm Rebendach' . . .!"

„Ja, wenn es zu machen ist. Aber ich will sie jedenfalls noch sehen."

„Jetzt, mitten in der Nacht? Sie ist doch schon längst schlafen gegangen."



„Und ich werde sie aufwecken."

„Sie wohnt ja doch dort irgendwo hinten heraus . . ."

Richard Zwettl erhob sich aus seiner Sofaecke: „Halt, Kinder," sagte er, „ehe ihr weiter redet: wetten! Sechs Runden Bier? Einverstanden?" Er hielt uns die Hand hin.

Wir schlugen ein. „Gemacht!"





6.

Die ganze Expedition schlich indianerhaft zwei Treppen hinab und dann längs der Außengalerie nach rechts herum. Wir hüteten uns, viel Geräusch zu machen, nur Max und Moritz, deren Seelen allzusehr mit Kognak befeuchtet waren, konnten ein Kichern nicht unterdrücken. Dann summte Max nach irgendeiner Operettenmelodie den geistreichen Text: „Leise, leise, kein Geräusch gemacht — mitten in der Nacht!“ und Moritz fuhr immer taktmäßig mit einem verschwörerhaften „Ha!“ dazwischen.

Nur an einem einzigen der Fenster, an denen wir vorüberkamen, war noch Licht. Es schimmerte durch einen roten Vorhang. Es sah ganz unheimlich aus, wie einer nach dem anderen aus der Finsternis hervorkam, durch



die Zone rötlichen Lichtes hindurchschritt und jenseits wieder ins Dunkel tauchte.

Dazu toste der Sturm in dem Hof, bäumte sich auf den Dächern, überschlug sich in die Tiefe und fuhr uns mit kalten Stößen ins Gesicht. Am Himmel trieben dunkle Wolkenschollen hin, zwischen denen ein grünlicher Untergrund ahnen ließ, daß irgendwo über dem Getümmel der Mond stand.

Wir waren am Ende der Galerie.

Unter uns lag der Schacht des Hausgartens. Rechts um die Ecke war die leere Wand, mit der dieser Flügel unseres Häuserblockes hier endete. Ihr schief gegenüber lag, wie ich erkundet hatte, im ersten Stock Ludmillas Schlafzimmer.

Ich beugte mich weit vor. Ein unbestimmter Lichtschein irrte drüben durch die Finsternis. Sie war also noch wach.

„Du kannst doch hier nicht weiter," flüsterte Lord Kolophonium. „Mach' keine Dummheiten. Ich ziehe meine Wette zurück ... ich zahle sie meinetwegen ..."



„Das wollen wir sehen, ob ich weiter kann," sagte ich verbissen. Und ohne länger zu verhandeln, kletterte ich über das eiserne Galeriegeländer und tappte, während ich mich mit der Rechten noch hielt, mit der Linken außen an der Feuermauer.

Wenn ich in Ludmillas Fenster sehen wollte, so mußte ich über diese Mauer hinweg und die Zinne der Gartenmauer erreichen, die in gleicher Höhe mit dem ersten Stock lag.

Ich wußte ganz genau, wie die Mauer aussah, längs der ich fort mußte. Ein wenig tiefer als die Galerie endete, lief ein schmales Gesims hin, gerade breit genug, um dem Fuß Raum zu geben. In Manneshöhe darüber befanden sich in unregelmäßigen Abständen Löcher in der Ziegelwand. Zu welchem Zweck sie angebracht waren, konnte mir gleichgültig sein, für mich kamen sie nur als prächtige Klettergriffe in Betracht.

Während ich noch so am Gitter hing und mit der linken Hand den ersten dieser Griffe suchte, fiel mir auf einmal auf, wie genau ich



doch vorher diese Wand betrachtet hatte. Ich hatte mir alle Einzelheiten eingeprägt, die Entfernung der Löcher voneinander, die Übergänge von der Galerie auf das Gesims und dann wieder auf die Gartenmauer. Gerade so, als ob ich schon längst den Plan gehabt hätte, Ludmilla einmal auf diese Weise zu beschleichen.

Jetzt hatte ich meinen Griff gefunden, hielt mich, in der Luft schwebend, fest und suchte das Gesims mit den Füßen. Vorsichtig betrat ich es, schob mich hinaus und ließ nun meinen letzten Halt am Gitter los.

Die Freunde sahen mir, über die Galerie gebeugt, schweigend nach.

Jetzt klebte ich an der Wand, mit weit ausgebreiteten Armen, jede Hand in einem Griffloch, die Füße voreinander geschoben, um die eigene Achse gedreht, genau so, wie die Figuren in der Malerei der alten Ägypter.

Einen Augenblick lang wirbelte es mir im Kopf. Ob ich nicht vielleicht um ein halbes Gläschen Kognak zuviel getrunken hatte?



Aber dann raffte ich alle alpine Klettergewandtheit zusammen und schob mich weiter. Mein Auge hatte sich an die Dunkelheit gewöhnt, ich fühlte mich meiner Aufgabe vollkommen gewachsen. So erreichte ich die Gartenmauer und schwang mich hinauf.

Ein halblauter Ruf kam mir nach: „Fritz, bist du drüben?"

Ich pfiff leise unser Couleursignal.

Jetzt war alles Weitere ein Kinderspiel. Ein Reiten auf der Mauer, bis ich in den Bereich ihres Fensters kam. Ihr Licht zitterte um mich her, umfloß mich, hob mich aus der Nacht heraus.

Ich sah in ihr Zimmer. Sie saß noch am Tisch, den Kopf auf die Hände aufgestützt, und las in einem Buch. Ihre Schultern sah ich und den blonden Knoten, zwei feste Hände, die halb in dem lockeren Haar versteckt waren. Dies alles, von einem leisen Atmen, von den leichten süßen Regungen des Lebens bewegt. Ein warmer Strom ging durch mich; ich erschrak mit einemmal vor einem Gedanken, der



in mir aufsprang: wie denn, wenn ich sie gerade beim Auskleiden überrascht hätte?

Oder, wenn ich so lange blieb, bis sie sich zu Bette legte? schleifte es hinterdrein. Ich sträubte mich, ich wollte nichts davon wissen. Das wäre eine Gemeinheit gewesen. Eine stillere Freude des reinen Anschauens kam über mich. Es war etwas so eigentümlich Friedliches in diesem Bild, etwas wie . . . erfüllte Sehnsucht . . . wie ein Stück Heimat, so etwas wie Lord Kolophoniums Violinspiel . . .

Da pfiff jemand wieder das Couleursignal.

Donnerwetter ja! Auf einmal brach die Erkenntnis des Komischen meiner Lage über mich herein. Es war ja doch zu toll! Ein deutscher Couleurstudent, im Reitsitz auf einer Mauer nächtlicherweile vor den Fenstern des Wirtstöchterleins vom „König Przemysl“. Zum Teufel, wozu war ich denn da?

Ich bröckelte ein Steinchen von der Mauerzinne und warf es gegen das Fenster. Ludmilla fuhr auf, ich sah die erschreckte, hastige



Bewegung nach der Brosche. Einen Moment saß sie noch da, mit aufgestützten Armen, nach dem Fenster starrend. Dann stand sie auf und kam heran, scheu nach außen spähend.

Ich schwenkte meinen Hut und warf ihr eine Kußhand zu. Da sprang sie zurück ... und lief zum Tisch. — Einen Augenblick später war es dunkel in ihrem Zimmer.

So ... da saß ich nun, halb geblendet und ganz blamiert. Der Sturm stieß mich in den Rücken, als wollte er mich von der Mauer herabwerfen. Ich klammerte mich fest an und überlegte: Was hatte ich denn eigentlich gewollt, was denn? Hatte ich etwa erwartet, es würde sich eine romantische Liebesszene anschließen, zärtliches Gewisper bei geöffnetem Fenster, hinüber und herüber?

Es war doch eine Wette gewesen, nichts weiter! Und ich hatte die Wette gewonnen, denn sie war ja zum Fenster gekommen!

Mit zusammengebissenen Zähnen sprach ich vor mich hin: „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!" Dann ritt ich auf meiner Zinne



davon, kletterte über die Feuermauer und schwang mich auf die Galerie.

„Na also, die sechs Runden Bier sind redlich verdient," sagte Lord Kolophonium. „Du hast sie doch gewonnen?"

„Sie war beim Fenster!" antwortete ich kurz. „Wenn du vielleicht meinst, daß fürs erste mehr zu machen war . . .?"

„Wir haben uns schon auf das schöne Begräbnis gefreut," sagte Zwettl, „so einen Kondukt hätte Prag noch nicht gesehen. Alle alten Herren im Zylinder und mit dem Band unter dem schützenden Winterrock, damit die Volkswut nichts davon merkt. In der Mitte, von sechs weißgekleideten Wirtstöchtern getragen, das Schnupftuch mit den übriggebliebenen Knöchelchen unseres teueren Fritz . . ."

„Macht doch keine Geschichten," fuhr ich hinein, „wenn man aus dem ersten Stock hinunterfällt, so erschlägt man sich nicht."

Ich hatte ein unangenehmes Gefühl, das sich nicht näher bestimmen ließ. Und meine Laune verbesserte sich auch nicht, während die



Freunde den Rest der Kognakflasche wirksam bekämpften.

Als sie endlich gegangen waren, öffnete ich das Fenster, kletterte hinaus und schaute aufmerksam über das Galeriegitter in den Hof hinab.

Der Sturm hatte nachgelassen. Und die Wolkenschollen waren zu einer dünnen, wogenden Schicht zerflossen, die vom Mondschein sacht durchdrungen wurde. Ich sah unten im ersten Stock das Ende der Galerie und den Schacht des Hausgartens, wie einen dunkeln Abgrund.

Von der Teinkirche schlug es eins.

Ich fror, kletterte in mein Zimmer zurück und legte mich zu Bett. —

Am nächsten Tag schien die Sonne, und alle Bedenken und unangenehmen Gefühle waren fort. Es war mir nur das Bewußtsein geblieben, einen tollen, übermütigen Streich verübt zu haben. Was weiter? Ich hatte sechs Runden Bier gewonnen. Auch gut! Solche Dummheiten haben ihren Wert als



Bejahung der Persönlichkeit. Ich verzeichnete diese Feststellung als Gewinn aus einer philosophischen Vorlesung, in der ich gewesen war, um einen unserer Keilfüchse zu überwachen.

Als ich vom Mittagessen und der darauffolgenden Billardpartie kam, lief mir Ludmilla gerade in den Weg. Sie kam quer über den Hof, aus der Wohnung, und wollte in das Wirtshaus. Vor der Türe zum „König Przemysl" trafen wir zusammen.

Es fiel mir nicht ein, auszuweichen. Gerade vor der Türe blieb ich stehen und lachte ihr entgegen. „Guten Tag, Fräulein," sagte ich, „haben Sie gut geschlafen?"

Sie wandte sich nach links und rechts, um an mir vorüberzukommen. Aber ich besetzte, so breit ich es vermochte, die Türe. Und lachte wie ein Landsknecht, der Mädel fängt. „Donnerwetter . . . Sie waren ja noch recht spät wach . . ."

Nun stand sie vor mir und sah mich mit so seltsamen Augen an, daß es mir kalt und warm über den Rücken lief.



Aber ich wollte sie nicht freigeben: „Sagen Sie mir ... das war wohl ein sehr interessantes Buch, in dem Sie gelesen haben?“

Da sprang mich plötzlich aus ihren Augen etwas an, daß ich wie vor einem körperlichen Anprall zurückwich. Es war ein flammender, wütender Haß, der sich mir unbändig an die Gurgel warf. „Gehen Sie mir aus dem Weg,“ sagte sie fauchend, „gehen Sie ... Sie ... Sie ...!“

Ich wich zur Seite, bestürzt, von dieser leidenschaftlichen Kraft niedergeworfen, unfähig, noch weiter Widerstand zu leisten. Und sie lief an mir vorbei ins Schankzimmer und schlug die Türe hinter sich zu.

Da setzte ich ein Kreuz auf alle Wünsche, Erwartungen und Phantasien. Und schrieb den Ausfall dieser Begegnung zu jenen Anzeichen nationaler Abneigung, an die wir uns nun schon gewöhnt hatten.



7.

Trotz aller dieser Anzeichen kam uns der endliche Ausbruch der Volkswut unerwartet. Oder vielleicht eben weil wir uns an sie gewöhnt hatten, überraschte uns der Sturm.

Wir sollten nicht dazu kommen, die gewonnenen sechs Runden Bier zu trinken. Lord Kolophonium hatte sich einen Aufschub ausgebeten. Er befand sich in Zahlungsschwierigkeiten. Es ging ja gegen den Letzten. Gleich nach dem Eintreffen des Monatswechsels sollte die feierliche Vertilgung des Wetteinsatzes vor sich gehen.

Inzwischen aber ging das Unwetter nieder. Der Bauch der Wolke barst, und die Strafe für unsere Sünden ereilte uns. Ein geringfügiger Anstoß entfesselte den ganzen hochgespannten Haß.

Ein Aufzug der Studentenschaft hatte statt-



gefunden. Man lief zusammen, betrachtete uns höhnisch, rief uns Schimpfworte zu, hie und da ballte sich schon eine Faust, ein Stock wurde geschwungen. Die Menge staute sich zu beiden Seiten unseres Zuges, wir kamen nur mühsam vorwärts.

Am Nachmittag, als wir in einzelnen Gruppen aus dem deutschen Kasino am Graben heimkehrten, fanden die ersten ernstlichen Zusammenstöße statt. Das Gesindel der Vorstädte war aufgeboten worden, mit Stöcken und Steinen fielen sie über uns her, immer einige Hundert über wenige. Der ganze Wenzelsplatz war ein großes Schlachtfeld. Die Polizei war ratlos, rannte verwirrt dorthin und dahin, und da sie es im Herzen mit den Angreifern hielt, war der Schutz, den sie den Deutschen bot, wenig nachdrücklich und wirksam.

Man war auf seine Faust angewiesen.

Wir waren auf dem Heimweg durch einen Haufen angefallen worden, hatten uns durchgeschlagen und zuletzt nach mannigfachen Fährlichkeiten die Wohnung zweier Farben-



brüder erreicht, in der wir unsere Mützen gegen unscheinbare bürgerliche Kopfbedeckungen eintauschten.

Abends kehrte ich mit Lord Kolophonium nach meiner Wohnung zurück. Die Straßen waren ganz ungleich belebt. An manchen Stellen kaum ein Mensch, scheu und möglichst rasch längs der Mauern sich hindrückend. Dann wieder kamen ganze Massen daher, johlend und heulend; sie erfüllten die ganze Breite der Straße, fegten alles vor sich her und zerstoben dann brüllend in die Seitengassen, wenn reitende Polizei heranklapperte.

Wir mußten mehr als einmal zurück und kamen zuletzt nur auf großen Umwegen auf den Altstädter Ring. Hier trennte sich Lord Kolophonium von mir. Er reichte mir die Hand. „Grüß' mir die Ludmilla," lachte er, „wenn du sie zu Haus findest . . . wenn sie nicht am Ende einen Panzer umgetan und sich ins Kampfgewühl gestürzt hat . . . wie die sattsam bekannte Johanna d'Arc. Also Servus!"

5*



Ich bog in meine engen Gäßchen ein. Hier war alles still. Aber ich merkte bald, daß ein Haufe der großen Armada auch hier vorübergekommen sein mußte. Der Laden des deutschen Spenglers an der Ecke meiner Gasse war vollständig demoliert worden. Die Fenster waren zerschlagen, die Türe herausgerissen und zertrümmert, von den Waren lag ein Teil auf der Straße, verbeult und verbogen, von wütenden Fäusten zerhämmert, von den Füßen der rasenden Menge zertrampelt.

Als ich zu meinem Hause kam, stand der Hausmeister vor dem Tore und grinste mich höhnisch an. Dieser Kerl haßte mich genau so, wie alle anderen, obgleich ich ihm noch nicht ein einziges Mal das Sperrgeld schuldig geblieben war. Kaum war ich eingetreten, so hörte ich, wie er das Haustor zuschlug und den großen Schlüssel zweimal umdrehte. Es war zwar noch nicht einmal neun Uhr, und gerade dieses Tor stand sonst wegen des Wirtshauses immer bis Mitternacht offen; aber heute war



ein früheres Absperren durch die Unsicherheit der Straßen nur zu sehr begründet.

Langsam und tappend stieg ich die Treppen hinan. Es brannte kein Licht mehr, und die unregelmäßige Bauart des Hauses mit den vielen Nischen und Vorsprüngen zwang zur Vorsicht.

Plötzlich fühlte ich eine Hand auf meinem Arm. Ich stand still. Was war das?

Und dann war ein Flüstern an meinem Ohr: „Sie dürfen nicht hinaufgehen ... kommen Sie mit mir!“ Diese Stimme ... es war doch zu unwahrscheinlich, war es denn möglich, daß Ludmilla ...

„Sind Sie es, Ludmilla?“ fragte ich leise.

„Ja — ich bin es. Sie dürfen nicht hinauf. Jaroslav ist oben mit einem ganzen Haufen ... Er erwartet Sie ... er hat geschworen, daß er Sie totschlagen wird ... Jesus Maria ... kommen Sie mit mir ...“

Ich rührte mich nicht. In mir war auf einmal ein tiefes Mißtrauen entstanden. Wie kam Ludmilla dazu, mich zu warnen? Meine grim-



migste Feindin war auf einmal zu meinen Gunsten umgestimmt? Das Grinsen des Hausmeisters fiel mir wieder ein. Was hatte der Kerl zu grinsen? Er wußte von der Falle, in die ich gelockt werden sollte . . .

Da faßte ich Ludmilla am Handgelenk und zog sie mit mir ein paar Stufen hinauf zu einem Fenster, das hier in der Wand angebracht war. Sie sträubte sich heftig: „Nicht hinauf . . . nicht hinauf!" flüsterte sie erregt. Aber ich gab nicht nach . . . ich mußte ihr ins Gesicht sehen. Durch das Fenster kam jedoch nur ein ungewisser Dämmerschein. Ich sah nur die Umrisse ihres Kopfes, ihre Schultern. Das war mir mit einemmal so vertraut, als ob ich diese Linien schon längst mit großer Sorgfalt meiner Seele eingeprägt hätte. Ihre Hand glitt meinen Arm herab und fügte sich zu der, die ich schon in der meinen hielt. Jetzt war meine Rechte von diesen zwei zitternden, vor Aufregung kalten Händen umschlossen. Das war eine Gebärde des Bittens, rührender und eindrucksvoller, als alle Worte.



Ich durfte nicht länger zögern. Es sollte nicht so aussehen, als ob ich mich fürchte. Ich trug die violette Mütze, und wenn ich auch jetzt in eine Falle ging, so war es noch immer besser, als wie ein allzu vorsichtiges Zurückweichen.

„Kommen Sie . . .“ sagte ich, „führen Sie mich.“ Ach, ich wollte mich schon verteidigen, wenn es darauf ankam!

Sie unterdrückte einen leisen Laut. Ich weiß nicht, ein Schluchzen oder einen unwillkürlichen kleinen Ruf der Freude . . . und dann zog sie mich die Stiegen hinab. „Sie können nicht mehr aus dem Haus,“ sagte sie flüsternd, „beim zweiten Tor steht eine Wache . . . . und der Hausmeister hat gesagt, er wird gleich zusperren, wenn Sie im Haus sind . . .“

Bisweilen knarrte unter unseren Füßen eine Stufe. Dann standen wir einen Augenblick lauschend still. Und dann hörten wir auch manchmal ein entferntes, unterdrücktes Geräusch, das von diesem gewundenen Stiegenhaus bis zu uns geleitet wurde, wie in



dem Ohr des Dionysius. Wispern und Summen und das Scharren vieler Füße. Das ganze Haus schien ausgestorben, alle Türen fest verschlossen, als ob die Leute sich davor scheuten, Zeuge dessen zu werden, was sich ereignen sollte.

Als wir am Ende der Treppe angekommen waren, schaute Ludmilla vorsichtig hinaus. Ich beugte mich hinter ihr vor. Der Hausmeister kam eben langsam über den Hof.

„Wir können nicht hinaus," sagte das Mädchen, „der Hausmeister kommt. Der ist mit dabei . . ."

„Ich hau' ihm eine über den Schädel," sagte ich und faßte meinen kurzen, dicken Ebenholzstock fester.

„Nein . . . nein . . . was fällt Ihnen ein?" flüsterte Ludmilla. „So geht es nicht . . . wir müssen hinunter . . . rasch! kommen Sie mir nach . . ."

Sie riß mich an der Hand fort. Gleich neben dem Fuß der Treppe führten einige Stufen aus dem Hausflur tiefer hinab zu einer



mit Eisen beschlagenen Tür, die den Eingang zum Wirtshauskeller abschloß. Wir bogen um die Ecke, rannten die dunkeln Stufen hinab, und Ludmilla stieß die nur angelehnte Tür auf.

Gleich darauf erhielt ich einen Hieb vor die Stirn, daß ein ganzer Funkenregen vor meinen Augen niederging. Ich muß gestehen, daß mir in dieser Sekunde der Gedanke kam, ich sei verraten. Mein Verdacht brüllte mir zu: Samson und Dalila. Aber gleich darauf erkannte ich, daß ich selbst mir die Stirn an der niedrigen Wölbung des Kellerhalses eingerannt hatte.

Ludmilla merkte nichts davon. Sie stand lauschend. Und während das Feuerwerk vor meinen Augen langsam zerstob, hörte ich die schweren Schritte des Hausmeisters an der Kellermündung vorübergehen und am Fuß der Treppe halten. Dann knarrten die hölzernen Stufen unter seinen vorsichtigen Tritten.

„Er hat uns nicht gesehen,“ sagte Ludmilla und schöpfte tief, tief Luft in ihre Lungen.



„Geben Sie mir Ihre Hand!“ — Ich griff ins Dunkel und fühlte etwas Warmes, Weiches . . . eine Schulter, einen Arm, bis ich ihre Hand zu fassen bekam.

Wir stiegen tiefer hinab. Nach einer Weile blieb Ludmilla stehen. Sie lachte leise, wie beglückt. „Man kann uns doch nicht mehr sehen,“ sagte sie, „wozu sollen wir im Finstern tappen.“ Ein Zündhölzchen knarrte über eine Reibfläche. Dann flammte ein Wachskerzchen auf. Ich bemerkte bei mir, daß Ludmilla zu ihrem Rettungswerk vollständig ausgerüstet war. Sie handelte also nicht nach einer Eingebung des Augenblickes, sondern nach einem überdachten Plan.

Im Schein des Wachskerzchens gingen wir in den Keller ein. Zwischen zwei Fässern führten wieder Stufen empor. Ein weißer Belag flimmerte überall an den Wänden. Auf den Fässern standen die Kreidezeichen aus dem Hieroglyphenbuche des Bacchus.

Während Ludmilla die Stufen hinanstieg, sagte sie: „Ich bitte, jetzt wieder ganz ruhig.



Wir kommen hinter dem Schankzimmer vorbei ... da ist der Weg für meinen Vater in den Keller ..."

Sie öffnete die Türe, und wir traten in eine Art Rumpelkammer. Da standen, lagen und hingen alle Gerätschaften eines Wirtsbetriebes, dann aber auch allerlei Kram, der schon ausgedient hat, den man sich aber noch nicht entschließen kann, ganz wegzuwerfen: zerrissene Körbe, durchlöcherte Blumentöpfe, alte, verräucherte Öldruckbilder in abgeschabten Goldrahmen. In einer Ecke stand eine Ruine von einem Pianino, das vor dem Orchestrion des „Königs Przemysl" hatte den Rückzug antreten müssen. In der gegenüberliegenden Ecke aber war ein eisernes Feldbett aufgestellt, ein Gerümpel mit verbogenem, rostigem Gestänge und schiefen Beinen. Das Ganze war ein Inferno von leblosen Dingen, es trug einen Ausdruck von Hoffnungslosigkeit und Trauer. Das Licht lief zaghaft darüber hin und scheute sich, in die entfernteren Winkel zu dringen.



„Diese Tür geht in die Küche,“ flüsterte Ludmilla. Man hörte ein Klappern von Tellern und blechernen Geräten. Dann zog mich das Mädchen einem mit alten Holzschnitten aus Zeitschriften beklebten Wandschirm zu, von dem die Fetzen herabhingen. Hinter diesem Paravent, der zu dem übrigen Mobiliar dieses Raumes paßte, war eine dritte Türe.

„Wohin?“ fragte ich.

„In die Waschküche ... und dann hinaus!“

Ludmilla öffnete mit einem kleinen Schlüssel und wahrhaftig ... da standen wir nach einigen Schritten durch einen engen Gang in der Waschküche. Ich lachte leise vor mich hin. Der Romantik meiner Flucht fehlte also auch nicht die groteske Note. Ludmilla sah mich erstaunt an. „Jetzt kommen wir auf den Hof,“ sagte sie, „wir gehen ... längs der Hauswand ... bis zum Garten. Ich habe eine Leiter vorbereitet. Sie klettern über die Mauer ... in den Nachbarhof ... Dort ist der Hausmeister ein Deutscher. Und heute nacht dürfen Sie nicht mehr zurückkommen ...



vielleicht auch morgen nacht nicht ... Sie müssen bei einem Freund schlafen."

Wir schoben uns durch die nur zu einem schmalen Spalt geöffnete Waschküchentüre rasch auf den Hof. Ludmilla hatte ihr Kerzchen verlöscht. Dann liefen wir, wie sie es gesagt hatte, längs der Hauswand, bald im tiefen Schatten, bald im Lichtbereich der Hoffenster mit raschen Sprüngen dem Garten zu. Während Ludmilla das Gittertürchen öffnete, wandte ich mich um. Ich suchte mein Zimmerfenster. Es war erleuchtet, und eine Menge von Schattenfiguren schob sich oben hin und her. Bei diesem Anblick und der Vorstellung, wie die oben hausen möchten, überkam mich ein maßloser Zorn. Ich hätte dreinfahren und mit beiden Fäusten dreinschlagen mögen.

Als ob Ludmilla gewußt hätte, daß ich nahe daran war, davonzulaufen, packte sie mich mit festem Griff am Arm. „Kommen Sie ... schnell ..." und dann stolperten wir über ein paar Stakete und eine Gießkanne der hohen Mauer zu.



Ludmilla stieß mich nach der einen Ecke des Gartens hin. Von einem der kahlen Büsche flog ein Vogel mit lautem Angstgezeter davon. Wie er durch einen Streifen verrinnender Helligkeit aus einem der Fenster kam, sah ich, daß er ganz zitronengelb gefärbt war. Aber ich hatte nicht Zeit, nachzudenken, welche Art Vogel das wohl sein mochte.

Ludmilla, die mich einen Augenblick verlassen hatte und ganz in die Finsternis getaucht war, kam zurück. Sie stand vor mir und sprach einige Sekunden lang gar nichts. Ich hörte ihr heftiges Atmen.

Dann stammelte sie: „Sie können nicht fort... man hat die Leiter weggenommen!..."





8.

Ich wartete eine ganze Weile und genoß mit vollem Bewußtsein die Erregung, in der sie sich befand. „Gut . . .“ sagte ich dann, „dann klettere ich oben über die Mauer — wie unlängst . . . wenn ich denn durchaus aus dem Hause muß . . .“

„Nein . . . nein,“ widersprach sie heftig, „da können sie sich erschlagen. Und dann, wie wollen Sie denn auf die Galerie kommen? Jetzt wird man Sie schon suchen.“

Drüben drängten sich wirklich die Schatten an meinem Fenster, man rief halblaut durcheinander, ein Mensch trat hinter die Toreinfahrt, schaute eine Weile nach dem Hof aus und zog sich dann wieder zurück.

„Was soll ich tun?“ murmelte Ludmilla.

Ich war an die Mauer herangetreten und tastete an ihr herum, ob es so ganz unmög-



lich sei, sie zu übersteigen. Aber sie war in gutem Stand, offenbar erst vor kurzer Zeit frisch beworfen.

Ein paar Burschen waren wieder aus der Toreinfahrt getreten und sahen sich unschlüssig um. „Sie werden Sie überall suchen," sagte Ludmilla.

Irgend jemand rief den Burschen aus dem Hausflur etwas zu. Sie wandten uns den Rücken und sprachen mit den anderen. Ich sah, daß jeder von ihnen einen Knüttel in der Hand trug. In der Tiefe der Toreinfahrt tauchte ein Licht auf.

Da faßte mich plötzlich wieder Ludmillas Hand. „Bleiben Sie so lange im Schatten, bis ich geöffnet habe und dann schnell hinein." Ich folgte ihr bis an das Gartengitter. Sie war mit einem Satz an der Türe ihrer Wohnung und sperrte auf. Dann drängte sie mich hinein. Ich hörte sie wieder absperren und den Schlüssel abziehen. Dann hörte ich das Klappern der Wachshölzchen in der Schachtel. Aber sie rieb nicht an. Ich erriet,



daß sie zu erregt war, um anstreichen zu können. Da tappte ich im Dunkeln nach ihrer Hand, nahm ihr die Schachtel ab und entzündete eines der Kerzchen. Sie stand, mit dem Rücken gegen die Türe gelehnt, die eine Hand auf dem Herzen, die andere schwach und kraftlos herabhängend. Jetzt lächelte sie.

„Hier schläft mein Vater,“ sagte sie, „ich muß Sie in mein Zimmer führen. Ich werde Ihnen vorangehen.“

Und sie löste sich von der Türe, nun schon wieder ihrer selbst ganz sicher, nahm das Wachskerzchen und schritt voran. Ich hatte nur Zeit, einen unregelmäßigen Raum wahrzunehmen, einige Möbelstücke, in einer Ecke ein aufgeschlagenes Bett . . . Eine Tür neben dem Ofen führte auf eine sehr enge Turmtreppe, deren Schraubenwindungen hart aufeinandersaßen.

Und dann betraten wir Ludmillas Zimmer.

Dieser Raum entsprach dem Zimmer ihres Vaters. Auch er war viereckig und unregelmäßig, auch hier hatten nur wenig Möbel-



stücke Platz gefunden. Aber dennoch war das Ganze wie aus einer anderen Welt. Unten erkalteter Tabaksqualm und der Geruch rußender Lampen, hier eine frischere und reinere Luft mit einer leichten Spur von wohlriechenden Seifen oder von Kamillentee, mit dem Ludmilla vielleicht ihr blondes Haar zu waschen pflegte.

In der Ecke stand ein seltsam gestalteter Ofen. Wie ein Untier aus Kacheln auf vier Füßen, breit und beherrschend und selbstbewußt. Auf den vier plumpen Beinen saß ein dicker Leib, der oben einen flachen, verschmitzt lachenden Kopf sitzen hatte. Das Grinsen eines gutmütigen Riesen ging von ihm aus. Zwei in Kacheln ausgeprägte Hände reichten um den Leib nach vorne und hielten scheinbar die Ofentüre zwischen sich auf dem Bauch des Ungetüms.

Ludmilla entzündete die Stehlampe und trug sie auf den Tisch, dann kniete sie vor dem Ofen nieder und begann Feuer anzumachen. Es war grotesk anzusehen, wie das Mädchen



da vor dem Riesen auf den Knien lag und Holz und Kohlen in seinen Bauch schob. Wie eine Opferung. Und ich mußte an die alten Slawen denken, wie die ihren unaussprechlichen Götzen da irgendwo auf den Hügeln des Landes gedient haben mochten. Durch Jungfrauen — ähnlich wie diese da . . . mit einem solchen Bau blonder Flechten . . .

Ludmilla riß mich aus meinen prähistorischen Phantasien. Sie war aufgesprungen und lauschte nach dem Fenster hin. Dann sprang sie zum Tisch, nahm die Lampe und stellte sie hinter einen Kasten. Und dann lief sie zum Fenster.

Ein grüngestrichener Laden quiekte in seinen Angeln.

Ludmilla sah sich lächelnd um: „Er ist noch ganz neu," sagte sie, „ich vergesse immer, ihn einzuölen."

Ich verstand: der Laden hatte eine Schutzwehr gegen mich sein sollen.

Draußen im Garten rief jemand. Ein anderer antwortete vom Hof her. Dann spra-

6*



chen mehrere Stimmen durcheinander, eine Beratung schien stattzufinden. Jemand führte das Wort.

„Das ist Jaroslav," sagte Ludmilla, und ich sah ihr Gesicht hart und erbittert werden. Endlich wurde es unten still.

„Ich muß jetzt gehen," flüsterte das Mädchen, „sie dürfen mich nicht vermissen." Sie reichte mir die Hand und sah mir dabei zum erstenmal voll ins Gesicht. „Mein Gott... wie sehen Sie denn aus?" schrie sie auf. „Was ist Ihnen geschehen? ... Jesus Maria!" Sie streckte die Hand gegen mich aus, als wolle sie mich berühren, aber auf halbem Wege erstarrte der Arm.

„Ach ja!" sagte ich. „Es stand wohl im Buche des Schicksals, daß ich wenigstens eine Beule davontragen soll."

Sie war schon zu ihrem Kasten gelaufen und hatte ihn aufgerissen. Ich sah die wohlgeordneten Wäschereihen. Mit beiden Händen griff sie hinein, riß etwas heraus, wühlte alles durcheinander. Dann tauchte sie ein



Tuch in ihr Waschwasser, das schon für morgen bereit stand, machte eine Kompresse und legte sie mir auf die Stirn.

Der Spiegel hing mir gegenüber.

„Oh . . . ich sehe aus wie ein Krieger, der aus der Schlacht heimkehrt,“ scherzte ich, als ich mich in meiner weißen Binde sah.

Sie stand mir noch einen Augenblick gegenüber, als wolle sie etwas sagen. Dann ging sie. „Ich komme recht bald wieder,“ sagte sie leise an der Türe.

Ich sah mich jetzt genauer in Ludmillas Zimmer um. Ein paar alte Daguerreotypien hingen an den Wänden, Ansichten von Prag, und über einem kurzen Diwan eine große Photographie einer Menge von Jünglingen mit Tschamara und Mützen mit der Falkenfeder. Der Sokolverein, der sein Lokal im „König Przemysl“ hatte. Jaroslav war auch unter ihnen. Er stand in der ersten Reihe und hielt die Fahne in den mit weißen Stulphandschuhen bekleideten großen Pfoten. Seine Löwenmähne wallte unter der Mütze hervor.



Die Falkenfeder sträubte sich ihm noch verwegener als den anderen.

Seltsam, daß ich mich jetzt in diesem Zimmer befand, in dem mich alles feindselig anzustarren schien. Der Ofengötze sah auch bei weitem nicht mehr so harmlos aus, seitdem Ludmilla gegangen war. Er hatte einen tückischen Ausdruck bekommen und glotzte aus seiner Ecke herüber.

Es war warm geworden. Ich legte meinen Winterrock ab und setzte mich an den Tisch. Hier hatte vor ein paar Tagen Ludmilla gesessen, mit einem Buch... Was sollte ich von dem allen denken? Sie haßte mich also nicht?... Ich starrte in die Lampe, und meine Gedanken machten sich von der Tyrannei des Bewußtseins los und gingen irgendwohin davon....

Die Türe öffnete sich, und Ludmilla trat ein. Als wage sie nicht weiter zu kommen, blieb sie nach zwei Schritten stehen und sah sich im Zimmer um.

„Es ist sehr warm hier," sagte sie und begann, ihre Jacke auszuziehen.



„Ja ... der Ofen heizt wohl sehr gut.“ Ich war befangen, aus meinen Gedanken aufgestört und unsicher, denn ich wußte nicht, wo sie gewesen waren.

„Bin ich lange ausgeblieben?“ fragte sie wieder.

„Ich weiß es nicht.“ Ich wollte die Wahrheit sagen.

„Es ist gleich zwölf Uhr.“

„Ja!“

„Sie sitzen noch immer unten und trinken. Sie sind wütend ... sie können sich nicht erklären, wohin Sie verschwunden sind ... Der Hausmeister hat sie doch hinaufgehen gesehen, und nun sind Sie fort.“ Dabei ging wieder ein Lächeln über ihr Gesicht, ein schelmisches Lächeln, wie beglückt über das Vertrauliche, das nun zwischen uns war.

„Und ... und ich muß nun die ganze Nacht hier bleiben?“ fragte ich.

Sie zögerte ein wenig, bevor sie antwortete. „Ja,“ sagte sie dann fest, „Sie können nicht fort. Man hat eine Wache vor Ihre



Türe gestellt; wenn Sie zurückkommen, fallen Sie ihnen in die Hände. Sie warten darauf, sie wollen die ganze Nacht trinken..."

„Gut, ich bleibe also!"

„Ich werde Ihnen einen frischen Umschlag machen."

Ich wehrte ab, es sei ganz unnötig, aber Ludmilla kehrte sich nicht daran und erneuerte die Kompresse. Wie sie so neben mir stand, kam mir wieder die wundersame Empfindung, wie schicksalmäßig dies alles sei, wie vorgezeichnet und beschlossen, und daß uns nichts anderes übrig bleibe, als uns treiben zu lassen. Ich faßte Ludmillas Hände und hielt sie fest: „Jetzt lasse ich Sie nicht früher los, bevor Sie mir gesagt haben, was für ein Buch Sie gelesen haben ... damals."

Ludmilla sah mich mit ihren großen Augen sehr ernst an. Sehr ernst und sehr tief, mit einem Blick, der ganz dunkel von Gedanken war. In ihrem lichten Haar lagen rotbraune Schatten, ihre Stirne leuchtete weiß.

„Das Buch ... ja damals ... das Buch,"



wiederholte sie langsam. „Warten Sie, Sie sollen es sehen ...“ und sie machte sich los, ging zu dem kleinen Nachttischchen neben ihrem Bett und nahm aus seiner Lade ein Buch. Dann kam sie zurück und legte es vor mich auf den Tisch.

Staunend las ich: Goethe, Aus meinem Leben ... Ich sah zu Ludmilla auf: „Ein deutsches Buch ... Fräulein Ludmilla?“

Sie war sehr rot und gab mir keine Antwort.

Erst nach einer Weile sagte sie: „Ich habe in der Nacht ... — nachher ... von Ihnen geträumt ... ich habe geträumt, daß Sie durch diese Tür gekommen sind ... so ... so wie Sie heute wirklich gekommen sind.“

Es litt mich nicht länger auf dem Stuhl neben ihr. Ich erhob mich ... wir waren beide fast gleich groß. Sie hatte sich von mir abgewandt, aber ich faßte sie an den Schultern und drehte sie mir zu: „Hören Sie ... Ludmilla ... warum haben Sie das getan ...? Warum haben Sie mich gerettet?“



Da kam eine große Angst in ihr Gesicht. Es schien, als habe sie diese Frage schon lang erwartet und gefürchtet. Und die zaghafte Antwort, die sie schon vorbereitet hatte, war nur eine mühsame Abwehr: „Ich weiß es nicht."

„Warum haben Sie es getan, Ludmilla? Was bin ich Ihnen denn? Sie hätten doch eine Freude darüber haben müssen, wenn der Jaroslav und die anderen über mich hergefallen wären und mich niedergeschlagen hätten. Hassen Sie mich denn nicht?"

Da sprach sie wie unter einem Banne, der kein Ausweichen und Abbiegen zuläßt: „Nein ... ich hasse Sie nicht ... ich ... ich, mein Gott ..."

„Ludmilla!"

Und sie ... oder ich ... nein, ich weiß nicht, wie es geschah: sie lag in meinen Armen, und wir küßten uns. Eine Ewigkeit ging hin.

Auf einmal wandte sie sich von mir ab und begann, bitterlich zu weinen. Ich versuchte nicht, sie zu trösten. Ich verstand sie. Sie



weinte über ihren Verrat ... weil sie treulos geworden war ... und sie weinte vielleicht auch ein wenig, weil sie sehr glücklich war — so glücklich wie ich.

Das war eine sehr seltsame Nacht.

Ich beging kein Verbrechen gegen dieses Glück. Ich schändete mein Asyl nicht. Wir saßen schweigend auf dem Diwan und hielten uns umschlungen, bis wir einschliefen. Dann hatte ich einen wirren Traum. Der Kachelofen in der Ecke verwandelte wieder sein gutmütiges Schmunzeln zur höllischen, hämischen Fratze, er streckte seine langen Arme nach uns aus. Sie wuchsen immer länger vom Leibe weg, reichten über den Tisch und erfaßten Ludmilla, um sie von mir zu reißen. Ein fanatischer slawischer Götze begehrte ihren Leib, ihr Fleisch und Blut ... Und ich sollte durchaus durch die Ofentüre entfliehen ...



9.

Als ich erwachte, saß Ludmilla neben mir und steckte ihr Haar fest.

„Es ist sechs Uhr ...“ sagte sie. „Wir müssen warten, bis wir den Vater gehen hören. Vielleicht ... hat er sich gar nicht schlafen gelegt, wenn die ... bis zum Morgen getrunken haben. Ich werde einmal nachschauen ...“

Sie ging auf leisen Sohlen die Treppe hinab und kehrte nach einer Weile mit der Nachricht zurück, daß der Weg frei sei.

Wir küßten uns.

Es war noch finster, als ich vorsichtig aus Herrn Mandas Wohnung trat. Niemand sah mich. Im anderen Eck des Hofes ging der Milchbauer mit einer Laterne von Tür zu Tür. Die blechernen Milchkannen klapperten durch den Wintermorgen. Ich verließ das



Haus durch das zweite Tor. Auf der Straße stand das Wägelchen des Bauern. Die zwei Zughunde schnupperten mir mißtrauisch nach, als ich vorüberkam.

Ich wollte erst noch ein bißchen durch die Gassen laufen, ehe ich nach Haus zurückkehrte. Um eine so frühe Stunde war ich noch selten draußen gewesen. Die alte Stadt begann sich zu regen. Aber es schien mir, als laste heute die Ermattung nach einer bösen Nacht auf ihr, die Zerschlagenheit nach fieberhaften Träumen. Die Frühaufsteher, denen die Sorge für den Magen der Stadt obliegt, kamen heute mit der Arbeit nicht vom Fleck. Sie hielten einander an, sprachen eifrig und mit weit ausholenden Gebärden von den Vorgängen des gestrigen Tages und der Nacht und schwiegen lauernd, wenn ich vorüberging.

An den Straßenecken standen Doppelposten von Polizisten. Die Federbüsche ihrer Hüte nickten in einem unangenehmen Morgenwind.

Ich ging über den Altstädter Ring, durch die gewundenen Gassen der Karlsbrücke. Auf



diesem Wege sah ich wieder einen geplünderten Laden, ein jüdisches Trödlergeschäft, dessen Besitzer eben dabei war, die Reste seiner Waren in eine alte Kiste zu verstauen. Seine Frau und zwei halbwüchsige Jungen halfen ihm dabei.

„Guten Morgen!" sagte ich, indem ich vor der Türe stehen blieb. Es drängte mich, dem Manne irgendeinen Trost zu spenden.

Er sah auf. „E Anlaß, mir e guten Morgen zu wünschen!"

„Haben Sie viel Schaden gehabt?"

„Schaden? Wieso? E Profit wer ich gehabt haben!"

„War denn die Polizei nicht da?"

„Die Polizei? Wieso — die Polizei? Was geht das die Polizei an, Herr? Is das vielleicht nicht in Ordnung, daß der Jud werd gehaut, wenn sich die Deutschen und die Tschechen raufen? Nu — sagen Se mer? Das is doch ganz in Ordnung. Das geheert sich doch. Wenn sich die andern raufen, wer kriegt die Prügel? Der Jud. Is das nicht so in Ord-



nung und immer schon gewesen. Also, wenn es in Ordnung is, was hat die Polizei e Anlaß einzuschreiten?"

Ich wollte irgend etwas erwidern, aber es fiel mir nichts ein.

Der Trödler sah mich scharf an und sagte erbittert: „Gehen Se mer von der Tür weg, Herr! Glauben Se, ma seht Ihnen nicht an, daß Se e deutscher Student sind? Wollen Se, daß se mer noch einmal das Geschäft einrennen und zerschlagen, was noch übrig geblieben is?" . . .

Als ich zur Karlsbrücke kam, war die Sonne eben aufgegangen. Die Moldau floß aufgeregt gurgelnd zwischen den steinernen Brückenpfeilern hindurch. Ich ging ein Stück am Ufer hin und wandte mich durch die Ferdinandsstraße wieder zur Stadt zurück. Die Schlachtfelder von gestern waren an den herumliegenden abgerissenen Hemdkragen, den zerbrochenen Stöcken, den zerdrehten Manschetten kenntlich. An einer Laterne klebte eine aus einem Witzblatt herausgeschnittene



Figur: ein deutscher Michel mit der Zipfelmütze. Um seinen Hals und rund um den Laternenständer war eine rote Schnur geknüpft.

Die Vorübergehenden hatten ihre helle Freude an dieser symbolischen Hinrichtung.

In unserem Couleurkaffeehaus, in dem ich meinen Morgentee einnehmen wollte, waren alle Fenster eingeschlagen, die großen Spiegelscheiben waren mit Papier verklebt, und die Pikkolos kehrten Glassplitter unter den Fensterbänken hervor.

Die Zeitungen waren voll von den Ereignissen von gestern. Und nebenbei wurden ungeheuerliche Kriegsgerüchte weitergetragen, aufregende Einzelheiten von Überfällen, von Schlachten und Belagerungen.

Ich beeilte mich, meinen Tee auszutrinken. Plötzlich hatte mich eine große Unruhe erfaßt. Wie mochte es wohl bei mir aussehen, wo die Bande nach Herzenslust hatte wirtschaften dürfen?

Ich lief nach Haus, ohne mich noch lange nach anderem umzusehen. Vor dem Haustor



stand wieder der biedere Beschließer, Herr Vojtech Wawreczka. Er starrte mich sprachlos an. Sein Gesicht war von Verwunderung ganz glatt, als ob ihm das Schicksal mit einem Bügeleisen darüber gefahren wäre.

Ich ging an ihm vorüber und durch den Hausflur. Die Türe zum Schankzimmer des „Königs Przemysl“ stand offen. Man konnte bis in das Extrazimmer sehen. Dort sah es aus wie nach einer Schlacht. Das Tischtuch herabgezerrt, die Sessel umgestürzt, der Boden voll Zigarrenasche ... ein warmer Bierdunst strömte mir entgegen.

Als ich die Tür meiner Wohnung öffnete, stand die alte Bedienerin im Vorzimmer und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Sie sind's, Herr Doktor ... o Gott ... wir haben schon geglaubt, daß Sie erschlagen sind ... ja, wissen Sie denn schon ...“

„Alles weiß ich,“ unterbrach ich sie. „Wo ist Frau Haberhauer ...?“

„O Gott ... diese .... ich weiß ja nicht ... denken Sie nur ... alle Kanarienvögel



haben sie ausfliegen lassen . . . die Käfige aufgemacht und die Vögel ausgelassen . . . . und die Frau Haberhauer ist krank . . . der Schrecken ist in sie gefahren. Ich habe heute früh gleich den Herrn Doktor holen müssen. Und der hat gesagt, wir müssen es der Polizei anzeigen, wenn Sie bis Mittag nicht zu Haus sind. Jetzt wohn' ich schon zwanzig Jahr in Prag und ich hab' schon beim seligen Herrn Oberlehrer gedient . . . aber so was hab' ich noch nicht gesehen wie gestern. Und wenn nicht mein armer Mann da begraben wär', so möcht' ich noch jetzt auf meine alten Tag' von Prag wegziehen."

Ich hatte mich inzwischen im Vorzimmer umgesehen. Die Spuren der Feinde waren überall bemerkbar. An der Wand hing eine alte Lithographie, die Begegnung Napoleons und Kaiser Wilhelms nach der Schlacht bei Sedan darstellend. Kaiser Wilhelm war ganz aus dem Bild herausgerissen, mitsamt seinem Pferd verschwunden. Er mochte jetzt Gott weiß welchen Laternenständer zieren. Die



Scheiben der Glastür zur Küche waren alle zertrümmert.

„Kann ich mit Frau Haberhauer sprechen?" fragte ich.

„Ich glaube, sie ist eingeschlafen. Gönnen Sie ihr die Ruhe ... Sie hat die ganze Nacht kein Auge zugemacht. Gehen Sie nur in Ihr Zimmer ... hier hab' ich schon Ordnung gemacht ... aber bei Ihnen ist alles noch so, wie sie es gelassen haben."

Sie hatten es sehr hübsch gelassen, das mußte man sagen. Alles war auf den Kopf gestellt, kein Möbelstück war unbeschädigt geblieben, die gehäkelten Decken waren in Fetzen zerrissen, der Kasten zerschunden und zerspalten, das Bett auseinandergeworfen und die Polster und Decken zerschnitten. Auf den Trümmern lagerte wie Schnee eine dünne Schicht von Federn, die jetzt beim Öffnen der Türe durcheinander wirbelten.

Ich stand inmitten der Verwüstung wie — und auf einmal fiel mir ein, was Richard Zwettl zu sagen pflegte, wenn er einen flach-

7*



meiernden Fuchsen durch eine Hakenquart auf den Hirnkasten betäubt hatte: „Wie Jeremias auf den Trümmern von Karthago!“

Und da kam mir alles so lustig und herzhaft komisch vor, dieses ganze Getümmel, diese Wut, die man da an den leblosen Dingen ausgelassen hatte, daß ich mich auf das umgestürzte Sofa setzte und laut lachen mußte. Die Federn flogen nur so um mich herum.

Die Bedienerin öffnete die Türe und sah mich entsetzt hat. „Sie lachen?“ fragte sie.

„Ja, was soll man tun! Ich glaube, es ist am besten, man lacht!“ Ich fühlte mich durchaus als Sieger. Was verschlug dies alles, da es nur dazu gedient hatte, Ludmilla mit mir zu vereinigen.

„Die gnädige Frau ist wach. Sie können sie jetzt sprechen . . .“

Ich ging sogleich hinüber. Frau Sidonie Haberhauer lag im Bett, matt, welk und in dieser einen Nacht vollkommen zusammengeschrumpft. Sie war so erschöpft, daß sie nicht einmal versuchte, die falschen Zähne und



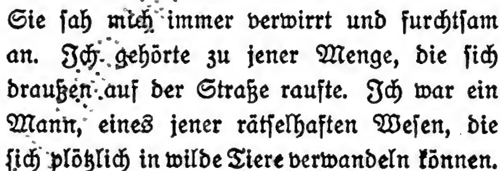
Locken, die auf dem Nachttischchen neben dem Bett lagen, vor mir zu verbergen. In ihren Augen lebte noch die Angst, ihr Spinettstimmchen war zwirnsfadendünn geworden. Sie schien mir ganz verändert, allen Haltes beraubt, aus ihrem Gleichgewicht gebracht. Ihre mimosenhafte Sauberkeit war besudelt, und daran war sie erkrankt.

„Das . . . das . . . . können . . . . Sie . . . Sie . . . sich . . . nicht . . . vor . . . vorstellen," stotterte sie.

Die arme alte Frau tat mir sehr leid. Ich setzte mich an ihr Bett, ergriff ihre Hand und streichelte sie. Ich nahm einen leichten Widerstand wahr, als ob sie mir die Hand entziehen wollte. Sie fürchtete sich vor mir. Vielleicht schrieb sie mir die Schuld an den wüsten Szenen von gestern zu.

„Ich werde meinem Vater schreiben," sagte ich, „er wird den Schaden ersetzen. Sie hätten ihn nicht gehabt, wenn ich nicht bei Ihnen gewohnt hätte."

Die Angst wich nicht aus ihren Augen.



Sie sah mich immer verwirrt und furchtsam an. Ich gehörte zu jener Menge, die sich draußen auf der Straße raufte. Ich war ein Mann, eines jener rätselhaften Wesen, die sich plötzlich in wilde Tiere verwandeln können.

„Und . . . und . . .“ stammelte sie wieder, „die Vögel . . . alle fort . . .“ — ich erinnerte mich eines gelben Vogels, der in der Nacht aus einem dunklen, kahlen Gebüsch plötzlich vor mir aufgeflogen war — „und . . . und . . . meine Briefmarken . . . das ganze Album . . . sie ha . . . haben Feuer damit gemacht . . . das ganze Album . . . a . . . alle Marken . . .“

Ihre Blicke wanderten zum Tisch hinüber. Da lagen die beiden Albumdeckel, der Rücken war durchgerissen, die Blätter, der ganze Inhalt fort . . . Auch das hatte man der alten Frau angetan.

Ich streichelte wieder ihre zitternde Hand und sprach ihr Trost zu. Sie sollte nur die leeren Käfige vor das Fenster hängen, die Vögel würden sicher zurückkehren. Sie seien



ja sehr gescheit, die Kanarienvögel, und wenn es ihnen draußen unbehaglich wäre, so würden sie schon ihr Heim aufsuchen. Und was die Briefmarken betreffe, so würden wir eben von neuem zu sammeln beginnen, und ich würde ihr mit Freuden behilflich sein. Und sie solle sehen, wie rasch wir wieder ein ganzes Album voll bekommen würden . . .

Ich sprach und sprach . . . vielleicht eine halbe Stunde lang . . . bis Frau Sidonie Haberhauer eingeschlafen war.



10.

Und nun begann eine ganz wundersame, selige Zeit für mich.

Unsere Liebe blühte inmitten der Gefahren.

Der Aufstand wütete noch einige Tage fort, die Führung ging ganz in die Hände des Vorstadtpöbels über, und die Plünderung der Läden wurde zur Hauptsache. Bis eines Mittags unter Trommelschall die Verhängung des Standrechtes über Prag verkündet wurde. Die Trommel hatte einen seltsamen, heiseren Klang, die Bajonette standen starr in einer Reihe, wie kurze Stacheln über den Köpfen der Menge. Ich hörte eine solche Proklamation auf dem Altstädter Ring an, und es war mir, als wohne ich einem Auftritt aus dem Dreißigjährigen Krieg bei. Uralt erschien mir alles das und längst schon einmal gewesen. Dann wurde es still in der Stadt.



Alle meine Freunde hatten Prag verlassen. Nur ich hatte mich nicht entschließen können, nach Hause zu fahren. Trotz aller Vorstellungen, aller Bitten und Beschwörungen meiner besorgten Eltern beharrte ich darauf, zu bleiben.

Ich warf mich in die Brust: es wäre eine Feigheit, jetzt aus Prag davonzulaufen, schrieb ich nach Haus. Man bewunderte meinen Heldenmut, und man zitterte um mich. Die Wahrheit aber war, daß ich mich nicht von Ludmilla trennen konnte. Ich war über beide Ohren verliebt . . . nein, ich liebte sie. Und sie . . . ach, ihre Liebe war so schwer, so süß, so schwellend, wie eine reife Frucht.

Sie hatte mich zuerst auch bewegen wollen, auf kurze Zeit die Stadt zu verlassen. Aber sie war sehr glücklich, als ich mich nicht überreden ließ. „Warum soll ich gehen?" fragte ich sie. „Habe ich nicht einen guten Freund im feindlichen Lager?"

Zuerst hatte die Lage für mich wirklich noch recht bedrohlich ausgesehen. Zu dem ursprünglichen Haß meiner Feinde war noch der



Zorn hinzugekommen, daß sie von mir überlistet worden waren. Ich trug eine höhnische Impertinenz zur Schau und lächelte recht niederträchtig, wenn ich einen von den Jünglingen, die damals mit dabei gewesen waren, im Hausflur oder auf den Stiegen traf.

Sie saßen jetzt wieder immer abends in ihrem Extrazimmer und brüteten Rache. Aber das Mißlingen ihres ersten Kriegszuges hatte sie doch eingeschüchtert, und sie kamen daher über sehr verwegene Pläne nicht hinaus.

Und inmitten dieses Pläneschmiedens und Rachebrütens gab es für unsere Liebe ganz köstliche Stunden. Wir mußten uns sehr in acht nehmen, denn neun Zehntel aller Hausbewohner standen zu meinen Feinden und hätten uns sicher verraten, wenn sie uns irgendwo beisammen gesehen hätten. Aber Ludmilla wußte alle Schwierigkeiten zu überwinden. Sie fand immer neue Möglichkeiten, wie wir zusammenkommen konnten. Bald nur zu einem raschen Kuß und einer flüchtigen Umarmung in einem dunkeln Winkel



des Hauses, bald zu einer seligen Stunde in ihrem Zimmer.

Inzwischen kam die Verkündigung des Standrechtes, und damit war den Verschwörern im Extrazimmer des „Königs Przemysl“ einstweilen die Lust zu weiteren Anschlägen genommen.

Zwei Tage später kam Ludmilla auf mein Zimmer. Ich erwartete sie an der Vorzimmertüre, in ständiger Angst, Frau Sidonie Haberhauer könnte herauskommen. Aber die saß vor einem neuen Briefmarkenalbum, das ich ihr besorgt hatte und plagte sich damit, die Marken einzukleben, die den Grundstock der Sammlung bilden sollten. Ich hörte sie manchmal tief aufseufzen, zum Teil in wehmütiger Erinnerung an die alte Sammlung, zum Teil über die Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Behandlung der Wasserzeichen und der Seidenfaden.

Dann kam Ludmillas Schritt zur Tür.

Ich öffnete rasch, und sie schlüpfte an mir vorbei ins Vorzimmer.



Ohne ein Wort zu sagen, führte ich sie in meine Behausung. Es war ganz dunkel. Die Laden waren vorgelegt, und ich hatte noch kein Licht gemacht.

Wir küßten uns.

Dann entzündete ich die Lampe. Ludmilla sah sehr nachdenklich aus ...

„Was hast du?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht ... ich fürchte, Wawreczka hat mich gesehen.“

„Aber nein.“

„Er ist gerade vom Boden herunter gekommen. Ich hab' gemacht, als ob ich zur Frau Vilim ging ... aber, mir scheint, er hat aufgepaßt.“

„Ich hätte ihm doch damals den Schädel einschlagen sollen.“

„Wenn er einmal etwas bemerkt, so ist der Jaroslav der Erste, der es erfährt.“

„Was geht es den Jaroslav an?“

Wir saßen auf meinem Sofa. Ich zog meine Hand aus der ihren. Ich ärgerte mich über diesen Jaroslav, dessen Löwenmähne in

der Vergangenheit Ludmillas eine zu große Rolle gespielt zu haben schien. Sie sah mich ein wenig scheu an: „Da weiß er dann wenigstens, warum ich jetzt so bin . . .“

Ich lehnte mich im Sofa zurück und sagte kalt und ironisch: „Aha . . . also früher warst du anders, nicht wahr?“

„Fritz . . . sprich doch nicht so. Hab' ich dich denn gekannt? Und er war doch beinahe mit mir verlobt.“

„Ihr habt euch noch sehr verlobt benommen, auch als ich schon hier war. Ihr habt euch mir immer absichtlich in den Weg gestellt.“

Ludmilla faßte wieder nach meiner Hand: „Der Vater will ja, daß ich den Jaroslav heiraten soll. Er ist Typograph . . . bei dem ‚Volksblatt‘ . . .“

„Natürlich . . . bei dem größten Hetzblatt . . .“

„Und er hat ein gutes Einkommen . . . wenn er nächstes Jahr zweihundert Gulden mehr bekommt, sollen wir heiraten.“

„Oh, er ist sehr tüchtig, der Jaroslav,“



sagte ich boshaft, „schau nur, wie tüchtig er ist.“ Und dabei wies ich auf die Möbel in meinem Zimmer, die vorläufig bloß zur Not ausgebessert worden waren.

Ludmilla sah mich mit Augen an, deren Blick ganz unterwürfig und still war. ‚Warum quälst du mich denn? Was willst du? Habe ich denn nicht dich allein lieb? Wäre ich sonst hier?‘

Da schämte ich mich sehr und beschloß, die Bestie in mir besser an die Kette zu legen. Und langsam drückte ich mich an Ludmilla und liebkoste ihre Finger.

Es war so still, daß wir Frau Sidonie nebenan in ihrem Album blättern und seufzen hörten.



11.

Weihnachten kam heran, und ich konnte mich unter keinem Vorwand der Notwendigkeit entziehen, die Feiertage bei meinen Eltern zu verbringen. Ludmilla selbst redete mir zu, heimzufahren. Wir waren noch vorsichtiger geworden und trafen uns öfter außer dem Haus. Ludmilla behauptete, Jaroslav müsse Verdacht geschöpft haben und lauere ihr auf.

„Du mußt nach Haus fahren," sagte sie. „Jeder Student fährt zu Weihnachten nach Haus. Es wäre zu auffallend, wenn du hier bleiben wolltest . . ."

„Dann hat dich der Jaroslav ganz für sich allein . . ." sagte ich.

„Pfui," flüsterte sie und schlug mir mit der Hand auf den Mund. Ich fing diese feste Hand und küßte sie.

Am Tag vor meiner Abreise fand ich im



Briefkasten vor meiner Tür eine Nachricht von Ludmilla. Mit dem Schreiben ging es nicht so gut, wie mit dem Sprechen. Aber es war rührend zu sehen, welche Mühe sie sich gab, sich zu vervollkommnen. Sie schrieb mir in ihrer etwas wildwüchsigen Rechtschreibung, daß ich sie um sieben Uhr abends bei der Rathausuhr am Altstädter Ring erwarten möge. Sie wolle mit mir irgendwohin spazieren gehen. Das „irgendwohin“ war doppelt unterstrichen, und ich sah daraus, daß es ein bedeutsamer Spaziergang werden sollte.

Wir trafen uns pünktlich zur festgesetzten Zeit vor der astronomischen Uhr. „Also wohin gehen wir?“ fragte ich neugierig.

„Warte nur, du wirst es schon sehen.“ Sie sah mich von der Seite an, halb schalkhaft, halb verlegen. Dann zogen wir los. Über die Karlsbrücke ging es nach der Kleinseite und dann durch steile Gäßchen mit ausgetretenen Stufen zum Hradschin empor. Ludmilla hatte sich fest in mich eingehängt. In ihrer Plüschjacke sah sie ganz entzückend aus,



beinahe vornehm, und man sah sich mehr als einmal angelegentlich nach uns um. Sie erzählte mir, daß der Jaroslav immer ungebärdiger werde und auch schon den Vater angestiftet habe, ihr nachzuspionieren.

„Wäre es nicht vielleicht am besten," sagte sie, „wenn du . . . sei nicht bös, mein Schatz, aber möchtest du nicht aus unserem Haus ausziehen? Es wird keine Ruhe, bevor du weg bist . . . wir treffen uns dann immer, so wie jetzt, wie heute . . ."

„Was fällt dir ein?" antwortete ich. „Ich ziehe nicht aus! Ich will in deiner Nähe sein."

Da ließ sie das Gespräch fallen. Sie hatte eine energische Art, aussichtslose Unterredungen abzubrechen. Man empfand aber immer deutlich, daß die Fortsetzung nur auf einen gelegeneren Zeitpunkt verschoben sei. Wir waren während der letzten Sätze stehen geblieben. Der Veitsdom ragte vor uns empor, dunkel und abenteuerlich, wie ein steinerner Traum. Eine einsame Laterne beleuchtete die



Brettergerüste und Baubaracken an seinem Fuß. Darüber strebte die Wirrnis seiner Zacken und Türmchen mit den fratzenhaften Ungeheuern in die Nacht.

Jetzt bog Ludmilla ab in das Winkelwerk hinter dem Dom. Da waren die winzigen Häuschen, in denen Kaiser Rudolf seine Goldmacher wie in Käfigen gehalten hatte. Nahe dem Daliborturm blieb das Mädchen vor einem einstöckigen Hause stehen. Über der Türe bog sich ein Kopf aus einem steinernen Schnörkelwerk. Er zeigte eine seltsame Grimasse, Lachen auf der einen und Weinen auf der anderen Seite des Gesichtes. Diese erstarrte Fratze mit einem herab- und einem hinaufgezogenen Mundwinkel, mit den Fältchen um Augen und Nase, schien sich über die Besucher dieses Hauses lustig zu machen. Ludmilla läutete an einer Zugglocke, deren Knauf in einem Kelch von Blumenblättern aus Sandstein saß.

„Was wollen wir eigentlich hier?" fragte ich erstaunt.



„Wir werden uns Karten aufschlagen lassen," sagte Ludmilla.

„Ach Unsinn!" Das ging doch wirklich zu weit, daß ich zu einer Kartenaufschlägerin geführt wurde, ich, Jungbursch der „Libertas", der von Couleur wegen verpflichtet war, weder an Gott noch an den Teufel zu glauben.

Aber Ludmilla sah mich bittend an: „Du fährst doch morgen weg . . ."

Was sollte ich auf dieses Argument erwidern? Ich war nicht herzlos genug, um nein zu sagen und meine freigeistigen Grundsätze zu behaupten.

Jemand kam von drinnen an die Türe, hantierte eine Weile am Schloß herum und öffnete dann einen schmalen Spalt. Ludmilla gab mit ein paar Worten die Losung, und dann wurden wir eingelassen. Der breite Korridor war durch eine einzige Ölfunsel erleuchtet, die in einer kleinen Nische stand. Ich sah die Decken und die Wände mit Stuckornamenten verziert, zwischen denen Reste von Malereien noch eben erkennbar waren.

8*



Wir befanden uns also wohl in dem ehemaligen Stadthaus irgendeines längst ausgestorbenen böhmischen Adelsgeschlechtes.

In dem Zimmer, in das wir geführt wurden, war es sehr heiß. Auf dem Tisch in der Mitte stand noch das Kaffeegeschirr. Während die weise Frau abräumte, konnte ich sie genauer betrachten. Sie war ein derbes, breitschultriges Weib in mittleren Jahren mit einem grauen, schlaffen Gesicht, großen, gelben Zähnen und listigen, schwarzen Schweinsaugen. Ich bemerkte, daß sie zwischen ihrem Geschäft ab und zu rasche und forschende Blicke auf uns warf.

Dann trat sie vor uns hin, faltete die Hände über dem stark vortretenden Leib und fragte mit einem sehr süßen Lächeln: „Also, womit kann ich denn dem Schatzerl dienen?“ Oder etwas Ähnliches, denn ich verstand die fremde Sprache wohl ungefähr dem Sinn, aber nicht genau dem Ausdruck nach. Ludmilla atmete heftig und konnte nicht gleich antworten.



Das Weib sah mich wieder forschend an und fuhr wohlwollend fort: „Sie hat da einen hübschen, jungen Mann. Ja, wenn man so einen feschen Jüngling hat, so will man wissen, was die Karten dazu sagen, nicht wahr? Na, Schatzerl, wir werden also sehen ..."

Damit ging sie zum Tisch, zog eine Lade auf und nahm ein grünes Tuch, eine Spiegelplatte und ein Spiel Karten hervor. Das Tuch wurde über den Tisch gezogen, die Spiegelplatte darauf gelegt, und dann holte das Weib einen Rohrstuhl mit Armlehne heran und setzte sich mit den Karten zurecht. Wir saßen ihr gegenüber.

Nun begann die Wahrsagerin, die Karten auf der Spiegelplatte aufzulegen. Nachdem das Glas bedeckt war, stützte sie den Kopf in die Hand und dachte nach. „Da ist gleich im Anfang ein König," murmelte sie, „ein König und das Fräuleinchen dabei — so wird das Fräuleinchen heißen ... nicht wahr? Hat übrigens sonst wenig zu sagen ... dann ist ein Haus mit vielen Menschen, da



wohnt das Fräuleinchen, drüben über der Moldau und zuerst . . . ja da ist der Treffbub . . . aber das ist nicht der Rechte . . . und dann kommt eine Menge Geld, aber der Herzbub ist dem Fräuleinchen lieber . . ."

Und so ging das Wahrsagen weiter, immer wirrer, so daß ich es aufgab, mit meiner mangelhaften Kenntnis der Sprache seinen Sinn zu ergründen. Ich begann erst wieder aufmerksamer hinzuhören, als der bisherige eigentümlich singende und gleichmäßige Ton des Geredes gesteigert und von größerer Wärme belebt wurde.

„Der Herzbub ist ein braver Mensch, und er wird viel Geld verdienen und wird den verdammten Deutschen zeigen, wer der Herr im Land ist . . ."

Das konnte ich doch nicht ruhig hinnehmen. Da mußte ich doch wohl schon den Mund auftun. „Sie, hören Sie," sagte ich, „ich mache Sie nur darauf aufmerksam, daß ich selber ein Deutscher bin. Also blamieren Sie sich nicht weiter."



Die Wahrsagerin schaute von den Karten auf, und in ihrem grauen, schlaffen Gesicht war ein seltsames Wühlen. Es zuckte unter der Haut, so daß es schien, als werfe sie Blasen auf. Einzelne Muskelpartien traten hervor und verschwanden wieder, als wisse sie nicht, welchen Ausdruck sie durchbrechen lassen solle. Dabei gingen ihre listigen Schweinsaugen von Ludmilla zu mir und wieder zurück.

„Ja . . . manchmal kann man irren," sagte sie endlich, „dann muß man eben nachsehen." Und sie hob die Karte, die sie getäuscht hatte, ab und schaute in das Stückchen Spiegelglas, das darunter zum Vorschein kam. „Ja freilich," nickte sie eifrig, „freilich . . . da im Glas ist es ja."

Sie hob ihr Gesicht zu uns, und da stand wieder das unveränderliche Wohlwollen darin: „Hat sich das Fräuleinchen halt einen Deutschen ausgesucht . . . Die Liebe schaut nicht darauf. Die Liebe tut, was sie will . . ." Und dann versenkte sie sich wieder in die Kar-



ten, murmelte nur so vor sich hin und zählte die Blätterreihen hinauf und hinunter.

Dann erhob sie wieder die Stimme: „Da wird einer eine Reise machen ... und wird wieder zurückkommen ... und dem Fräuleinchen steht ein großes Glück bevor ... und eine Menge Menschen werden kommen, mit Waffen ... Soldaten ... und da wird auch der Treffbub in der Nähe sein ... und er wird sehr zornig sein, Pik-Aß — großer Zorn. Denn er hat auch einen Trumpf in der Hand."

Das Weib stutzte und glitt mit dem Zeigefinger über die letzte Reihe der Blätter rasch hinweg. „Und so ...!" sagte sie und machte Miene, die Karten zusammenzuschieben.

Aber Ludmilla stand rasch auf und ging um den Tisch herum. „Sie sind noch nicht fertig," sagte sie, indem sie dem Weib die Hand auf den Arm legte.

„Ja ... was denn noch?" erwiderte die Wahrsagerin und tat sehr erstaunt. Ich war wütend, denn ich merkte deutlich, daß sie Lud-



milla ihre Prophezeiung vorenthielt, um sie noch mehr begierig zu machen.

„Das ist kein Schluß,“ sagte Ludmilla fest. „Ich habe gesehen, daß noch eine ganze Reihe Karten übrig ist.“

„Nein! Nein!“

„Ich will aber alles wissen!“ beharrte Ludmilla. „Sagen Sie mir nur alles. Ich bezahle doch dafür, die Wahrheit zu erfahren. Deshalb komme ich doch zu Ihnen.“

Da ließ das Weib ein großes Mitleid sehen. „Nein, das dürfen Sie nicht von mir verlangen,“ sagte sie, „das werde ich Ihnen nicht sagen. Ich werde doch so einem lieben Fräuleinchen nichts Böses sagen . . . o Gott! Und die Karten können ja auch irren, wir haben es vorhin schon gesehen.“

„Es ist also nichts Gutes,“ murmelte Ludmilla leise, indem sie starr auf die Karten blickte.

„Ich sage gar nichts . . . nicht ein Wort . . . ich werde doch nicht . . . nein, einem so schönen Fräuleinchen . . .“



„O, ich weiß ... da steht das Treff-Aß gegen den Schluß — und Treff-Aß bedeutet den Tod ... das weiß ich."

„Nichts wissen Sie, Fräuleinchen!" Und mit einer hastigen Bewegung schob das Weib die Karten zusammen.

Ich sah auf ihre gelben, großen, faltigen Hände mit einem heftigen Ekel. Es war mir plötzlich, als müßten diese gelben Hände klebrig und feucht sein, und ich sah sie, so wie sie jetzt die Kartenblätter hielten, zusammengekrampft um Ludmillas zarten, weißen Hals.

Ich erhob mich, zahlte wie ein Grandseigneur und ging, Ludmilla voran, hinaus.





12.

Ludmilla sprach kein Wort, hatte sich auch nicht in mich eingehängt und stieg wie eine Fremde neben mir durch die steilen Gäßchen der Kleinseite hinab. Wenn wir an einer Laterne vorüberkamen, schaute ich in ihr blasses Gesicht.

„Aber, Ludmilla," sagte ich, ärgerlich darüber, daß unser letztes Beisammensein so ausklingen sollte, „Kind . . . ich bitte dich, das ist doch ein aufgelegter Unsinn. Wie kann man sich nur durch so etwas die Laune verderben sollen.

Mein blondes Mädel aber schüttelte den Kopf: „Nein . . . es ist kein Unsinn. Da ist etwas daran. An die Karten kann man sich schon halten. Meiner Mutter ist auch immer



alles ausgegangen, wie es die Frau aufgeschlagen hat."

„Ich hätte es gar nicht zugeben sollen, daß wir hineingehen!" sagte ich, denn man ist immer hinterdrein sehr gescheit und weiß sehr genau, was man hätte tun und lassen sollen.

„Und es ist ja alles ganz richtig, was sie gesagt hat. Alles stimmt doch genau. Was willst du? Alles ist irgendwie von Wichtigkeit. Da war gleich im Anfang ein König. Das ist natürlich der ‚König Przemysl' . . ."

„Aha!" warf ich ironisch ein.

„. . . und das Haus mit den vielen Parteien drüben über der Moldau, in dem wir wohnen, nicht?"

„Ein Wunder, daß sie das weiß, wenn deine Mutter ihre Klientin war!"

„Und dann der Treffbub . . . das war natürlich der Jaroslav . . ."

„Jedes Mädel hat so einen Treffbuben

gehabt, bevor der Herzbub kommt. Meiner Seel', ich kann das Kartenaufschlagen auch."

„Und hat sie nicht von einer Menge Geld gesprochen? Der Jaroslav hat vor einem halben Jahr von einer alten Tante eine Erbschaft gemacht."

„Wieviel?"

„Sechshundert Gulden."

„Eine Menge Geld!"

„Lach' doch nicht! Und dann hat sie aus den Karten gelesen, daß ich den Herzbuben gerettet habe."

„Sie hat gemeint, aus der Gefahr, sich in ein anderes Mädel zu verlieben."

„Ach Gott, du glaubst an nichts. Was soll ich dir erzählen? Du hast nicht aufgepaßt oder nicht alles verstanden."

„Weißt du, was das heißt: Stimmung?"

„Nein!"

„Stimmung heißt — . . . wenn . . . wenn man nicht weiß was, und nicht weiß warum



... und nicht weiß wie ... wenn einem aber doch ganz eigentümlich zumute ist ..."

„Ja, ja ... und wenn das Herz so klopft!"

„Auch! Und in so einer Stimmung kann man etwas tun oder nicht tun, was man in einer anderen Stimmung nicht täte oder täte ... je nachdem ... Herrgott! Na kurz: es ist die Hradschin-Stimmung, verstehst du... die ist an dem Ganzen schuld. Die Hradschin-Stimmung ganz allein. Diese alten Häuser und die stillen, ausgestorbenen Gassen, der Dom, diese öden Paläste da oben, diese riesige Burg, in der ein Zimmer sich an das andere reiht, und alle sind leer und werden niemals benützt. Und der graue Himmel und die einsamen Laternen. Morgen, wenn die Sonne scheint, wirst du lachen."

Wir waren gegen Smichow zu hinabgestiegen und gingen unterhalb des Laurenziberges hin, dessen Bäume sich manchmal auf Gartenterrassen bis zur Straße vordrängten. Da führte zwischen zwei solchen Gartenterrassen



eine schmale, dunkle Stiege seitlich hinauf. Ludmilla blieb stehen und sah sich um. Dann zog sie mich rasch in die dunkle Kluft, warf ihre Arme um meinen Hals und küßte mich. Ich fühlte, daß ihr Gesicht von Wärme ganz feucht war. Während ich meine so überzeugende Darstellung von der Macht der Stimmung gab, hatte sie still vor sich hingeweint.

Wir hielten uns lange umschlungen und küßten uns wortlos.

Jemand kam aus der Dunkelheit zwischen den Terrassenmauern die Stiege herab. Ludmilla zog mich fort.

„Du wirst sehen,“ sagte sie nach einer Weile leise, „es nimmt mit unserer Liebe ein schlimmes Ende.“

„Aber . . . aber . . . aber. Ich habe schon geglaubt, daß du vernünftig geworden bist. Das war nichts als Bosheit von dem Weibsbild. Wenn ich kein Deutscher gewesen wäre, so hätte die Wahrsagerei schon einen ganz anderen Schluß bekommen.“



„Aber ich habe doch das Treff-Aß gesehen," sagte sie schaudernd.

„Ja, aber vorher ist es nicht dort gelegen," log ich drauf los, „vorher habe ich es nicht dort gesehen. Das hat sie dann geschickt hingemogelt, damit sie einen betrübten Ausgang prophezeien kann."

„Wirklich?" fragte Ludmilla. Und ich sah, welcher Trost meine Lüge für das arme Ding war.

Als wir in die Nähe unseres Hauses kamen, schickte sie mich fort: „Ich werde vorausgehen . . ." sagte sie, „aber du mußt mir zum Abschied eines versprechen. Nicht wahr, du wirst ausziehen, du wirst noch heute kündigen? Schau, ich habe keine Ruhe, wenn du im Haus bist. Jaroslav ist so tückisch. Er wird uns noch einmal überraschen . . . ich bitte dich darum . . ."

Was konnte ich anderes tun, als ihren Willen erfüllen? Es kam mir zwar schwer an, meine gemütliche Bude verlassen zu sollen; aber die durch die unangenehme Prophe-



zeiung gesteigerte Angst Ludmillas rang mir das Versprechen ab. Kaum hatte sie mein Wort, so lief sie davon, als befürchte sie, ich könnte es noch zurückziehen.

Es war mir sehr peinlich, Frau Sidonie Haberhauer die Eröffnung zu machen, daß ich bei meiner Rückkehr nach Prag eine andere Wohnung beziehen würde. Ich brachte einen großen Wortschwall vor und berief mich zur Begründung meines Entschlusses auf „ganz besondere, sehr eigentümliche Verhältnisse“, die mir die Verpflichtung auferlegten, die mich geradezu zwängen, auszuziehen. Indessen schien weder meine Kündigung, noch ihre geheimnisvolle Begründung einen besonderen Eindruck auf meine Quartierfrau zu machen. Es war mir überhaupt, als sei ihre Fähigkeit, sich so ausgiebig und drollig zu verwundern, seit jenem Überfall abhanden gekommen. Ich glaubte wahrzunehmen, daß sie stumpf geworden war. Oft saß sie vor den leeren Feldern ihres Albums oder vor den Käfigen, in die ein einziger der ausgeflogenen



Vögel zurückgekehrt war, und brütete in sich hinein. So entließ sie auch mich ohne große Gemütsbewegung.

Und es schien mir sogar, sie sei im Grunde ganz froh darüber. Wenigstens waren mir diese Beobachtungen Trost und Entschuldigung für einen Abzug, den ich doch schließlich als eine Treulosigkeit empfand.





13.

Als ich heimkam, fand ich meine Vaterstadt im tiefen Schnee. Die alten Mauern und die Türme aus der Schwedenzeit waren mit weißem Hermelin verbrämt, die Schlitten klingelten durch die Straßen, und es war das rechte Weihnachtswetter.

Ich wurde von meiner Familie empfangen, als ob ich aus dem Kriege käme. Man war erst jetzt so recht davon überzeugt, daß ich ganz und heil geblieben sei, in allen diesen Schrecknissen und Hussitengreueln, die in der Phantasie meiner Angehörigen wenig hinter den Gefahren der Pariser Bluthochzeit zurückstanden. Es glückte mir, meinen Bericht in einem leichten, sicheren Ton zu halten. Ich erwartete die Wirkung, daß die un-

9*



gestümen Vorstellungen ein wenig blasser werden würden. Aber die Folge meiner Beruhigungstatik war nur, daß man mein Heldentum noch mehr bewunderte. Wenn jemand von diesen Ereignissen mit so vollkommener Kaltblütigkeit sprechen konnte, so war er mit Stahl und Eisen gepanzert und ein unerschütterliches Herz schlug ihm in der Brust. Ich sollte nun einmal der Held von Prag sein. Man führte mich im Triumph herum, man zeigte mich seinen Bekannten, man staunte mir auf der Straße nach, und meine beiden Brüder wurden neben mir zu wesenlosen Schatten.

Ganz besonders bewunderte man an mir, daß ich nicht wie die anderen aus Prag ausgerissen, sondern auf meinem Posten verblieben war. Das war ein braves Stück, vorbildlich, wert in ein Ehrenbuch meiner Vaterstadt aufgenommen zu werden. Mein alter Oberlehrer kam eigens quer über die Straße gestapft, in seinen Filzschuhen durch den dichten Schnee, um mir das zu sagen.



Ich lächelte in diesen Tagen unaufhörlich in mich hinein. Wenn die gewußt hätten, daß es Ludmilla war, die Tochter des Herrn Manda, das Wirtstöchterlein vom „König Přzemysl“, um die ich Prag nicht verlassen wollte . . .

Ich dachte viel an sie, in diesen Tagen, wenn man mir Zeit ließ, meinen Gedanken nachzuhängen. Wir hatten selbstverständlich ausgemacht, daß wir uns schreiben würden, und ich konnte mir jeden zweiten Tag ein blaues Briefchen von länglichem Format durch einen lächelnden Postbeamten einhändigen lassen.

Es waren rührende Briefchen, unbeholfen im Ausdruck und in der Rechtschreibung, aber voll inniger Gedanken und von einem warmen Gefühl, das einen ganz weich machen konnte. Manchmal war auch die Angst wahrnehmbar, von der die Schreiberin gequält war. Die alberne Kartengeschichte schien ihr nicht aus dem Kopf zu gehen. Sie bat mich, nur ja recht vorsichtig zu sein und allzu waghalsige



Sportunternehmungen zu unterlassen. Dann schrieb sie mir, daß sie nun auch wieder ihren Goethe vorgenommen habe und den Band Stormscher Novellen, den ich ihr zur weiteren Einführung in die deutsche Literatur geschenkt hatte. Es war ergreifend, zu sehen, wie sie sich mühte, an unserer großen Kultur einen kleinen Anteil zu gewinnen. Dieses Mädchen, in der Enge eines alten Prager Hauses und in der Beschränkung nationaler Borniertheit aufgewachsen, war bildungshungrig und bildungsfähig, wie nicht so bald eine andere.

Einmal schrieb sie mir, daß es einen großen Skandal gegeben habe. Sie war mit Jaroslav arg zusammengeraten, und der Vater hatte die Partei des löwenmähnigen Typographen ergriffen. Jaroslav hatte sie zu einer Erklärung und Feststellung ihres Verhältnisses drängen wollen. Und als sie sich geweigert hatte, war er mit der wütenden Anklage gegen sie losgefahren, daß sie es mit mir halte. Wir würden in Zukunft noch vorsichtiger sein müssen, schloß sie, und der Seufzer,



den sie dabei ausgestoßen hatte, hauchte mir aus dem Briefe entgegen.

Als ich aber nach Prag zurückkam, erwartete sie mich auf dem Bahnhof, trotzdem sie mir geschrieben hatte, sie würde nicht dort sein. Und ich sah ihr an, es fehlte sehr wenig, und sie wäre mir gleich in der Bahnhofshalle, vor allen Leuten, um den Hals gefallen.

Wir gingen auf Umwegen der Altstadt zu. Beim Pulverturm bat mich Ludmilla, sie zu verlassen, sie fühlte sich beunruhigt, sie befürchtete eine Begegnung mit Jaroslav. „Es ist sechs Uhr vorbei," sagte sie, „da kommt er aus der Arbeit. Dann spioniert er immer um das Haus. In den letzten Tagen ist er noch einmal so mißtrauisch. Ich glaube, er ahnt, daß du jetzt wieder zurückkommst . . ."

„Dieser Jaroslav geht mir auf die Nerven. Ich werde mir ihn nächstens ausborgen."

„Hast du schon eine Wohnung? Nein? Nimm dir eine, möglichst weit weg von hier . . . in den Weinbergen, beim Karlsplatz, irgendwo draußen . . ."



„Gut. Wie du willst ... wenn ich nicht in deinem Haus wohnen kann, so ist mir alles andere gleich."

Wir standen im Tordurchgang des Pulverturmes, in einem Schattenbezirk, der von keiner der beiden Öffnungen her vom Licht erreicht wurde. Aber uns war die mächtige Wölbung des Turmes und, seltsam genug, so stark war der Ausdruck der Sicherheit in diesem festgefügten Schluß der Steine, daß auch wir uns fast durch ihn geschützt fühlten. Die Leute liefen an uns vorüber. Wir standen da, an der Wand, sahen uns an und waren glücklich. Wir wußten nur das eine: nun waren wir wieder vereinigt, und wie es weiter werden sollte, das schien ganz in unsere Hände gelegt. Als wir uns dann trennten, war ich ganz von Kraft und Zuversicht erfüllt. Ich hatte keinen Plan, ich wußte nicht, was geschehen würde, aber ich war entschlossen, mir Ludmilla durch nichts und durch niemand entreißen zu lassen.

Schon am nächsten Tag fand ich eine Woh-



nung im äußersten Umkreis der Stadt, hoch droben in den Weinbergen, wo schon hinter halbfertigen Neubauten und Lagerplätzen für Baumaterialien, hinter Ziegelhaufen und Sandgruben die Felder beginnen. Sie hielt in keinem Belang den Vergleich mit meinem früheren Zimmer aus. Meine neue Quartierfrau war eine berufsmäßige Vermieterin mit kalten, leeren Augen und knöchernen Händen. Sie sah aus wie die sieben teueren Zeiten und wenn sie einmal zu mir kam, wanderten ihre Augen durch das ganze Zimmer, ob ich ihr nicht irgendeinen Schaden angerichtet habe, den sie mir dreifach anrechnen könnte.



14.

Zu Anfang Februar sollte eine Aufführung der „Räuber“ durch Studenten stattfinden. Der Leseverein hatte in seiner Mitte einige kunstbeflissene Jünglinge, die sich bereits mehrfach auf Dilettantenbühnen bewährt hatten. Es handelte sich darum, in einer Faschingsveranstaltung die Studentenschaft und die deutsche Bevölkerung Prags zu vereinigen. Und man nahm den Vorschlag eines langen Alemannen, der sich für einen vortrefflichen Franz Moor hielt, an und beschloß, im Wintergarten auf den Weinbergen Schiller aufzuführen. „Die Räuber“ paßten nun eben nicht gerade zum Stil einer Faschingsunterhaltung. Aber die Zeiten waren ernst und Schiller wurde immer angerufen, wenn die



Zeiten ernst waren. Er stand an allen Wendepunkten des Geschickes der Deutschen in Prag.

Einige alte Herren des Lesevereines meinten nun zwar, es wäre besser „Wilhelm Tell“ aufzuführen, in dem das Mahnwort vorkam: „Seid einig, einig, einig“; oder „Die Jungfrau von Orleans“, wo der Bastard so recht aus voller Brust zu sagen hat: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.“ Aber Franz Moor, der lange Alemanne, behauptete das Feld. Die „Räuber“ ergaben am wenigsten Besetzungsschwierigkeiten. Vor allem war nur eine weibliche Rolle da, und für diese hatte man eine vortreffliche Darstellerin in Fräulein Kamilla Deutsch, einer jungen Dame, die zum Theater wollte und als Amalia studiert war. Überdies war Franz Moor heftig in sie verliebt und betrieb ihre Berufung mit besonderem Eifer.

Eines Abends bei einem flüchtigen Stelldichein im Schutz eines mächtigen Haustores im Judenviertel überraschte ich Ludmilla durch



die Weisung, sich morgen nachmittag um vier Uhr gestiefelt und gespornt vor dem Museum einzufinden.

„Warum?“ fragte sie sehr erstaunt. „Willst du mit mir irgendwohin gehen?“

„Ja,“ sagte ich, „ich nehme dich mit. Du weißt doch, daß die ‚Räuber‘ von Schiller aufgeführt werden sollen. Morgen haben sie Generalprobe ... zur Aufführung kannst du ja doch nicht gehen, am Abend bist du ja immer an der Kette ...“

„Du willst mich mitnehmen ...“

Ich sah Ludmillas Gesicht nicht deutlich. Wir standen im Dunkeln, hinter einer Wäscherolle, die wie ein vorsintflutliches Untier im Finstern hockte. Wenn jemand vorüberkam, so verhielten wir uns ganz still, und niemand konnte ahnen, daß da zwei Menschen in einer Nische standen, eng aneinander geschmiegt, mit heißen, klopfenden Herzen. An Ludmillas Ton aber hörte ich, wie eine große Freude mit kleinen Bedenken kämpfte.

„Wenn du nicht willst, wird uns niemand



sehen ...“ fuhr ich fort. „Wir werden schon einen versteckten Platz finden.“

„Ich weiß nicht, ob ich soll ... der Jaroslav hat seinen Posten aufgegeben. Ich glaube, damit er besser hinter mir her sein kann.“

„Aber ich habe es satt, mich immer nur mit dir in finsteren, schmutzigen Haustoren herumzudrücken ... ich will dich einmal ausführen ... nur einmal ... es ist mir ein Bedürfnis. Verstehst du das? Meine Liebe ist auch ein bißchen stolz.“

„Gut, ich komme,“ sagte Ludmilla. Der Gedanke an das Wagnis berauschte sie, sie drückte heftig meine Hand und dann küßte sie mich, dankbar und voll Leidenschaft ...

Sie war schon vor vier Uhr auf dem verabredeten Platz und lächelte mir glücklich durch den Schleier entgegen. Wie eine große Dame sah sie aus, in ihrer Plüschjacke, mit einem eleganten Hut und einem neuen Muff.

„Du hast dich unkenntlich gemacht,“ sagte ich. „Ich habe dich noch nie im Schleier gesehen.“



„Ach was, ich dachte gar nicht daran, was daraus werden soll," antwortete sie.

Ich sah, sie war glücklich, losgelöst von ihrer engen Welt, wie bereit zu einem Flug oder einer Flucht.

Als wir schon in der Nähe des „Wintergartens" waren, legte sie die Hand auf meinen Arm: „Weißt du, daß ich die ganze Nacht gelesen habe?" sagte sie.

„Was denn?"

„Ich habe mir noch gestern die ‚Räuber' gekauft."

„Nun?"

„Das ist so traurig ... ich habe viel geweint. Wenn zwei sich so lieben ... und auseinander müssen." Und sie sah ganz ergriffen vor sich hin.

In der Vorhalle des Wintergartens war ein großes Getümmel und Durcheinanderlaufen. Man hatte eben die Versatzstücke vom Deutschen Theater gebracht und stritt darüber, wie sie am besten zu verwenden seien. Es gab



mehr Befehlshaber als Ausführende, und die Konfusion ließ nichts zu wünschen übrig. Die Kostüme lagen auf einem Haufen. Eine Schar von Füchsen balgte sich um die Waffen der Räuber.

Ich machte, daß ich durch einen Seitengang in den Saal kam. Hier hatte ich vormittags eine Gruppe von Bäumchen und Büschen in Kübeln ausgekundschaftet, hinter der man recht gut versteckt war. Wir ließen uns auf zwei Sesseln nieder und schauten durch eine Lücke in den Zweigen nach der Bühne hin.

Amalia und Franz Moor probten eine Szene. Franz Moor entwickelte eine verräterische Glut. Aber es war soviel Getöse im Saal, ein Scharren und Schleppen von Möbeln und kaschierten Baumstrünken, daß man nicht viel von dem hörte, was dort hinten gesprochen wurde.

Plötzlich unterbrach Franz Moor seine Werbung um Amalia und brüllte in den Saal hinein: „Himmeldonnerwetter ... wird



der Spektakel einmal aufhören ... wie soll man denn da Theater spielen ..."

Ludmilla lachte leise vor sich hin. Sie hatte den Schleier bis zur Stirn hinaufgeschoben und verwandte keinen Blick von der Bühne. Das bunte Durcheinander von Dichtung und Realität belustigte sie ungemein. Ihre Hand lag in der meinen, und ich fühlte bisweilen das leise, unbewußte Zucken ihrer Finger.

Endlich kam etwas mehr Ordnung in den Betrieb, und die Szenen folgten einander ohne ernsteres Hindernis. Ich zeigte ihr meine Farbenbrüder, die da zum größten Teil in der Masse der Räuber mitwirkten. Nur Richard Zwettl und Lord Kolophonium waren zu Höherem erkoren. Der Zweitchargierte lieh dem Schweizer sein rollendes Pathos, und Lord Kolophonium intrigierte als Spiegelberg wacker drauf los.

Ein Kellner und der Couleurdiener der „Quaden" schleppten abwechselnd Bier in die böhmischen Wälder. „Die Räuber haben Durst," flüsterte Ludmilla lächelnd. Alles die-



ses Neue und Sonderbare wirkte auf sie mit unmittelbarer Kraft. Ihre junge Seele fühlte, wie sich deutsche Jugend da für das Werk ihres Dichters einsetzte und wie eine Fülle von Energien ausgelöst wurde.

Es rauschte in den Büschen vor uns. Lord Kolophonium steckte den Kopf hindurch. „Also da bist du!“ rief er. Dann kam er hinten herum und begrüßte mich mit einem Händedruck und Ludmilla durch eine Verneigung.

„Pardon, ich habe nicht gewußt,“ sagte er, „daß hier ein glücklich liebend Paar ... sonst wäre ich nicht so indiskret gewesen.“

„Ich kenne dich, Spiegelberg! Benimm dich anständig.“

Ludmilla saß sehr verlegen da. Mir war der Einbruch in unser Versteck auch ein wenig peinlich. Aber ich konnte mich doch auch nicht einer Befriedigung ganz entschlagen, daß Lord Kolophonium nun gerade zu sehen bekam, wie ich in freundschaftlichem Vertrauen mit Ludmilla verbunden war.

„Machen Sie sich nichts daraus, Fräu-



lein Ludmilla," sagte ich. „Er ist ein Kavalier. Er weiß zu schweigen."

„Wie ein Zentralfriedhof!" Und der Lord legte die Hand auf das Herz und verneigte sich. „Erich Rübsam hat also doch recht gesehen. Er hat behauptet, daß du im Saal sein mußt." Und er holte einen dritten Stuhl in unser Versteck und nahm ohne weiteres neben uns Platz.

„Sehen Sie," sagte er, „ich bin schon tot und erledigt, wie es für meine Gemeinheiten ganz in Ordnung ist . . . und kann mir also den Schluß mit Genuß ansehen."

Man war beim letzten Akt. Ludmilla sah voll Spannung den Vorgängen auf der Bühne zu. Über ihren Kopf hinüber suchte Lord Kolophonium meinen Blick. Ich sah, daß er Ludmilla bewunderte und mich beneidete. Dann begleitete er wieder die Szenen mit leisen, lustigen Glossen. Aber Ludmilla hörte nicht auf ihn. Sie war tiefernst und ganz an die Dichtung hingegeben. Und ich ging mit ihr, erfüllt von einer warmen Anteilnahme und



von einem Glücksgefühl als ein Angehöriger des Volkes, dessen Dichter selbst in allen Unzulänglichkeiten einer Dilettantenvorstellung siegreich war.

Franz Moor, der lange Alemanne, tobte seine Verzweiflungsszene ab, Fräulein Kamilla Deutsch wurde hingemordet, und Karl Moor, der Erstchargierte der „Quaden“, sprach sein großes Wort vom Manne, dem geholfen werden kann. Der Vorhang fiel, ging aber sogleich wieder hoch. Man beriet eine andere Stellung für den Schluß. „Bitte, noch einmal!“ rief der Regisseur des Deutschen Theaters, der die Spielleitung übernommen hatte.

„Kommen Sie, Fräulein,“ sagte ich, „gehen wir ... bevor das Gedränge anfängt. Jetzt wird es hier langweilig.“ Es war mir darum zu tun, Ludmilla möglichst unbemerkt wieder hinaus zu bringen.

Lord Kolophonium fand es sehr bedauerlich, daß wir schon gehen wollten. Er schätzte sich glücklich, die Bekanntschaft des Fräuleins

10*



gemacht zu haben, und es würde ihm ein Vergnügen sein, das Fräulein recht bald irgendwo wiedersehen zu dürfen. Er benahm sich voll Höflichkeit und Respekt, und ich sah ihm an, daß er Ludmillas vornehme Gelassenheit ehrlich bewunderte. Dann küßte er ihr die Hand wie einer wirklichen Dame.

Als wir uns durch die Kübelgebüsche drängten, flüsterte der Lord dicht an meinem Ohr: „Du bist doch ein verfluchter Kerl, Donnerwetter!"

„Ja ... aber bitte, halt's Maul!" antwortete ich.

In der Eingangshalle standen ein paar Theaterarbeiter herum, die hier ein Glas Bier tranken, ehe sie an das Abräumen der Bühne gingen. Und ein paar Neugierige hatten sich von der Straße hereingezogen in der Hoffnung, etwas von der Herrlichkeit dort drinnen zu sehen zu bekommen oder irgend etwas Lächerliches zu entdecken, über das man seine Glossen machen könnte. Ich sah nicht nach den Leuten und hatte nur den verschwommenen

Eindruck einer Anzahl von Großstadtgesichtern.

Plötzlich fühlte ich, wie Ludmilla neben mir zusammenzuckte und sich an mich drängte. Sie faßte mich am Arm und zog mich rasch hinaus und über die Stufen hinab.

„Was hast du denn?“ fragte ich erschreckt. ... Ihr Gesicht war unter dem schwarzen Hut blaß und ganz klein ...

„Hast du ... hast du ... ihn denn nicht gesehen?“ stammelte sie. „Neben der Säule, hinter den anderen. Jaroslav war dort ...“

„Du wirst dich getäuscht haben ... du bist jetzt viel zu ängstlich, Ludmilla.“

„Er war es aber ... ich habe ihn ganz deutlich gesehen ... da kommt er ja!“ schrie sie leise auf.

Nein, es war keine Halluzination eines ängstlichen Mädchens. Jaroslav trat langsam in die Türe, von beiden Seiten von elektrischem Licht grell bestrahlt. Auf dem löwenmähnigen Haupt saß die runde Pelzmütze, die Fäuste hatte er in den Taschen des ver-



schnürten Winterrockes versteckt. Nach dem Ausdruck seines Gesichtes hätte er in jeder eine Bombe haben können.

Ich wäre nicht von der Stelle gewichen, denn in diesem Augenblick war mir ein Zusammenstoß erwünscht, und ich hätte den Kerl schon meine Fäuste fühlen lassen, wenn mich nicht Ludmilla fortgezogen hätte. An der Ecke leistete ich Widerstand. „Laß mich doch hin," sagte ich, „wenn ich ihn einmal gründlich versohlt habe, wird ihm die Lust vergehen, dir nachzuspionieren."

„Er hat einen Schlagring und ein Dolchmesser ... er geht immer damit herum."

„Ach was!"

Aber Ludmilla ließ mich nicht zurück, und ich mußte meine Kriegsbegierde unterdrücken. Wir gingen raschen Schrittes eine ansteigende Straße hinauf, bogen dann in eine Seitengasse und schlugen uns noch einige Male nach links und rechts, bis wir annehmen konnten, daß Jaroslav, wenn er uns nachgegangen sein sollte, unsere Spur verloren haben müsse.



„Hier sind wir ganz nahe bei meiner Wohnung,“ sagte ich.

Ludmilla, die bisher noch nicht gesprochen hatte, schaute auf. Ihr Blick war so seltsam innig und warm. „Ich möchte das Haus sehen,“ sagte sie.

Mit ein paar hundert Schritten waren wir dort. „Es ist ein Haus wie alle anderen hier herum . . . ein Kasten ohne besondere Merkmale . . . nicht so ein stimmungsvolles altes Gerümpel wie dein Haus dort unten . . .“

Ludmilla hatte sich in meinen Arm eingehängt und schmiegte sich an mich. „Ich gehe mit dir,“ sagte sie leise, „ich will deine Wohnung sehen.“

Überrascht sah ich ihr ins Gesicht. Da stand ein fester Entschluß in den klaren Augen. Alle Ängstlichkeit und alles Schwanken waren fort. „Ja . . . ich will deine Wohnung sehen. Und ich gehe gar nicht mehr nach Haus. Nein . . . ich bleibe hier, ich suche mir hier ein Zimmer, irgendwo in deiner Nähe . . . ich gehe nicht mehr zurück.“



„Liebste . . . Mädel . . . das . . . das willst du tun?"

„Ich habe dir nichts davon sagen wollen. Sie haben mich gequält . . . mein Vater hat mich geschlagen . . . jetzt ist es genug. Ich bleibe bei dir."

Da konnte ich mich nicht halten, ich hob das Mädchen auf und drehte mich mit ihr im Kreise, daß ein alter würdiger Herr in einem Pelz, der gerade hinter uns war, mit einem wilden Satz erschrocken mitten auf die Straße sprang.





15.

Die Zeit, die nun für mich folgte, schien mir die Erfüllung alles dessen zu bringen, was ich mir vom Leben bisher an Glück erhofft hatte. Ich sehe diese Tage wie einen weiten, lichten Bau voll heiteren Sonnenscheines. Hohe, schlanke Säulen und über allen eine Kuppel und der ganze Raum von einer großen Andacht erfüllt. In der Peterskirche zu Rom und im Dom zu Köln habe ich Verwandtes empfunden, als ich in der Kreuzung der Schiffe stand.

Wir hatten für Ludmilla ein Zimmerchen ganz in der Nähe meiner Wohnung gefunden. Ich staunte, wie rasch und sicher sie sich in ihr neues Leben fügte. Nicht ein einziges Mal schien sie von Bedenken oder von Reue erfaßt. Es war, als bewege sie sich durchaus in



ausgefahrenen Geleisen und als sei ihr jeder Schritt von Urbeginn der Zeiten an vorgezeichnet.

Am zweiten Tage nach ihrer Befreiung unternahm sie einen Gang in die Stadt, bei dem sie meine Begleitung ablehnte. Mittags überraschte sie mich durch die Mitteilung, daß sie einen Posten als Verkäuferin angenommen habe. „Ich will nicht, daß du mir Geld gibst," sagte sie. „Ich will mir selbst mein Leben verdienen." Und sie nahm wirklich nichts von mir an, als das Allernotwendigste an Kleidung und Wäsche und die übrigen Lebensbedürfnisse während der ersten Tage.

Abends erwartete ich sie immer am oberen Ende des Wenzelsplatzes, vor dem Museum. Sie kam raschen Schrittes, mit roten Wangen und lachenden Auges, hing sich glücklich in meinen Arm und erzählte mir, was sie während eines ganzen Tages in sich aufgenommen hatte.

Ich lebte gedankenlos von Tag zu Tag. Es gab keine Zukunft für mich, ich fühlte



mich wie in einem ruhig gleitenden Strom, der seiner Bestimmung gewiß ist. Alles war jauchzende Gegenwart. Ich hatte nicht einmal Angst, daß mir Ludmilla entrissen werde. Sie hatte mir versichert, daß man sie in Ruhe lassen werde.

Nach acht Tagen hatte Herr Manda den Aufenthalt seiner Tochter ausgeforscht. Er war an einem Sonntag vormittag auf ihr Zimmer gekommen, und es hatte einen schweren Sturm gegeben. Als ich gegen Mittag vom offiziellen Frühschoppen kam, sagte sie mir lächelnd, daß ihr Vater dagewesen sei. Ich erschrak. Es war meine heimliche Angst, daß man sie zwingen werde, zum „König Przemysl“ zurückzukehren.

„Nein,“ sagte Ludmilla, „du kannst ganz ruhig sein. Es fällt mir ja nicht ein, ich gehe nicht ... Ich habe ihn fortgeschickt.“

„Aber ... er wird die väterliche Gewalt geltend zu machen versuchen.“

„Sie wird mich nicht dazu bringen, von dir fortzugehen.“



„Er kann dich sogar zwingen ... mit der Polizei ...“

„Damit hat er mir auch gedroht.“

„Nun und ...“

„Er wird sich hüten, mit der Polizei anzurücken. Ich habe ihm gesagt, daß ich dann ohne Zögern der Polizei erzählen werde, was im Extrazimmer vorgeht.“

„Was denn?“

„Sie haben einen Verein ... der Jaroslav und die anderen, der heißt: ‚Verein des heiligen Mütterchens‘. Das Mütterchen ist natürlich Rußland. Du kannst dir denken, wie es da zugeht und was da gesprochen wird. Mein Vater weiß ganz genau, wenn die Polizei davon erfährt, so spaziert die ganze Bande ins Landgericht ... und er mit ihr.“

„Und du würdest es tun, wenn ...“

„Mein Vater hat gemerkt, daß es mir damit ganz ernst ist.“

Es blieb wirklich bei jenem einen Sturm. Und ich hatte keine Angst mehr und vergaß



ganz und gar, daß es einst unserem Glück feindliche Mächte gegeben hatte.

Seitdem Ludmilla mein geworden war, hatte mein Leben eine große Standfestigkeit gewonnen. Es war eine besondere Lust zur Arbeit und sogar eine Pflichtbegeisterung über mich gekommen. Nie hatte ich meine Vorlesungen so pünktlich und eifrig besucht. Nie aber hatte ich auch alle Anforderungen meiner Burschenschaft so genau erfüllt. Ich war immer da, tat mich um, hielt stramm mit, um dann desto ruhiger mit Ludmilla beisammen sein zu können. Es war mir darum zu tun, keinen Anlaß zu Fragen und Nachforschungen zu geben. Lord Kolophonium hatte Wort gehalten und mich nicht verraten. Es kam niemand dahinter, daß ich die Morgenstunden einer jungen Liebe genoß.

So kam der Frühling heran, und an den grauen Mauern des Daliborturmes kletterte das Grün hinan. Im Graben vor den Fenstern der alten Landstube, wo sich einst die Herren Martinic, Slawata und Fabricius ein-



trächtig auf einem Düngerhaufen zusammen fanden, blühte der Flieder. Die Gärten des Laurenziberges waren von lenzlichem Jubel erfüllt. Die Moldau floß so blitzblank durch die Stadt, als könnte man in ihrem Spiegel noch die Bilder der fernen Waldberge finden.

Wir hatten einen Abendspaziergang gemacht und kamen durch einen frischgrünenden Buchenwald ganz plötzlich auf eine kleine Wiese, die einen schönen Blick auf die Vorstadt Bubentsch freigab.

Ludmilla blieb stehen und sah in die Landschaft hinaus. Ihre blonden Haare hingen zersaust um Stirn und Nacken, denn wir hatten uns mitten im Wald sehr wild und leidenschaftlich geküßt. Jetzt waren wir wieder ganz still und friedlich, wie der Abend auf dieser versteckten Waldwiese.

„Findest du nicht," sagte ich, „daß ich ein ganz großartiger Ehemann wäre. Wenn ich mir so mein Leben ansehe . . . Donnerwetter, man könnte beinahe meinen, daß ich schon jetzt ein Philister bin. Da ist alles so regel-



mäßig ... alles geht so glatt und gleitet so schön ... Schutzpatronin ist die heilige Ordnung."

Ludmilla sah mich an. Es war ein Blick voll Liebe und voll Trauer ...

„Was hast du denn?" fragte ich. „Du bist in den letzten Tagen so nachdenklich ... geht dir etwas im Kopf herum?"

„Ach nichts," sagte Ludmilla, während ihre Hand mit meinen Fingern spielte.

„Soll ich dich schnell wach und lustig küssen?"

„Ich muß nur immer daran denken ..." sagte sie leise, „... jetzt ist es wohl bald zu Ende —"

„Was denn?"

„Erinnere dich nur an das, was uns die Kartenschlägerin gesagt hat!"

„Oh, du geliebter Schafskopf, der Unsinn läßt dir noch immer keine Ruhe."

„Es ist doch alles eingetroffen, wie sie es aufgelegt hat."



„Ich habe mir kein Wort gemerkt.“

„Ich weiß noch jedes ... was hat sie gesagt? Eine Menge Menschen werden kommen, mit Waffen ... Der Treff-Bub wird in der Nähe sein und wird einen großen Zorn haben ... Und dann steht mir ein großes Glück bevor ...“

„Nun und?“

„Wie genau das alles stimmt. Die Leute mit den Waffen, das waren doch die Räuber, die wir auf dem Theater gesehen haben.“

Ich schnalzte mit der Zunge: „Aber freilich!“

„Und der Jaroslav hat uns doch aufgelauert.“

„Also das stimmt, daß der einen großen Zorn gehabt haben muß.“

„Und dann ist das große Glück gekommen.“

„Schau, du dummes Mädel ... weißt du, was dir keine Ruhe gibt? Das Semester geht zu Ende. Dann kommen die Ferien, und



ich muß nach Haus fahren. Das ist es. Aber ich komme doch wieder . . . nicht?"

„Und... das Treff-Aß...ist noch da..."

Da blieb mir nichts anderes übrig, als sie beim Kopf zu nehmen und zu küssen, so wild, wie vorhin, daß sie mit geschlossenen Augen regungslos in meinen Armen blieb.



16.

Eines Sonntags im Anfang des Juni, als ich Ludmilla zu einer Dampferfahrt auf der Moldau abholen wollte, traf ich sie nicht daheim. Ihre Quartierfrau sagte mir, daß das Fräulein bald am Morgen ausgegangen sei, aber daß sie für mich einen Brief zurückgelassen habe.

Auf dem Spiegeltisch in ihrem Zimmer lag dieser Brief. Ich nahm ihn, etwas ärgerlich darüber, daß nun wahrscheinlich wegen irgendeiner dringenden Arbeit in Ludmillas Geschäft nichts aus unserem Ausflug werden sollte.

Aber es war etwas anderes. Ludmilla teilte mir mit, daß sie eine Nachricht von ihrem Vater erhalten habe. Der alte Manda



war schwer erkrankt und wünschte seine Tochter bei sich zu haben. Ich müsse einsehen, meinte sie, daß sie sich dieser Pflicht nicht entziehen könne. Nach dem, was zwischen ihnen vorgegangen sei, würde der Vater gewiß nicht um sie geschrieben haben, wenn es nicht sehr schlimm um ihn stünde. Im übrigen könne ich ganz unbesorgt sein. Ich wisse doch, welche Waffe sie in der Hand habe, falls man sie etwa zurückhalten wollte.

Mir war es trotz dieser Versicherung nicht sehr behaglich, Ludmilla wieder unter meinen Feinden zu wissen. Wenn man ihr auch vielleicht nichts anhaben konnte, so standen ihr doch gewiß Aufregungen und Kämpfe bevor.

Ich ging den ganzen Tag wie verdonnert herum, auf allen Wegen vor der Stadt, die wir sonst zusammen gegangen waren. Meine Einsamkeit war drückend und bedrohlich. Am Abend ging ich ins Theater. Man gab „Die schöne Helena". Ich wollte im Anblick des sprudelnden Übermutes einer leichtsinnigen

11*



Zeit selber wieder leichtsinnig und übermütig werden. Aber die grotesken und frivolen Szenen blieben ohne Wirkung auf mich. Meine Laune konnte sich vor einer dumpfen Schwere nicht erretten. Nach der Vorstellung sah ich auf unserer Bude nach, ob ich nicht jemanden dort fände, der mich Einsamen zu einer besseren Stimmung mit fortreißen könnte. Es saß auch richtig eine ganze Bande beisammen, und sie hatten eine Reihe von Weinflaschen vor sich.

Richard Zwettl hatte spaßeshalber in die Lotterie gesetzt und wirklich einen kleinen Gewinn gemacht, der nun draufgehen sollte.

„3, 13, 33," erklärte er mir, „das hat mir geträumt. Wir werden die Füchse, die niemals Geld haben, von Couleur wegen zum Nummernträumen erziehen. Von heute an glaube ich an die Weisheit der alten Weiber. Wahrlich, ich sage euch, es ist ein tiefer Sinn im ägyptischen Traumbuch, im Kartenaufschlagen und so weiter."

Ich widersprach so heftig, als ob es ihm



mit seiner Behauptung ernst gewesen wäre. Richard Zwettl verfocht seine Sache mit einigen boshaften Witzen, ich wurde noch heftiger, und zuletzt wurden wir, um der Angelegenheit eine heitere Wendung zu geben, dazu verhalten, unseren Handel durch einen Biermops auszutragen.

Man stülpte uns die Stierköpfe über, schnallte uns die Rüstungen an und drückte uns die Speere in die Hand. Dann umhüllte man uns die Visiere mit Zeitungspapier und nun konnte es losgehen. Wir hatten natürlich nur eine ungefähre Vorstellung, wo der Gegner stand und konnten nur blind drauflosschlagen.

Ich hatte in diesem Gefecht weder Glück noch Stern. Während ich ganz phantastisch in der Luft herumstocherte, donnerte Zwettl sehr zielbewußt auf meinem Schädel herum. Mein Handgelenk war steif wie Bocksleder, meine Muskeln schmerzten. Nach fünf Bierminuten war ich gründlich abgeführt. Der Unparteiische hielt mein Zeitungspapier gegen



das Licht und zählte die „Blutigen". Es waren siebzehn Stück, und sie kosteten mich siebzehn Glas Bier für die Corona.

Man lachte mich aus.

Ich verwünschte meinen Einfall, auf die Bude zu gehen. Und sobald es nur nach meiner Niederlage mit einigem Anstand zu machen war, zog ich mich zurück unter dem Vorwand, daß mir Zwettls Hakenquarten das Gehirn demoliert hätten. Lord Kolophonium begleitete mich hinaus: „Was ist denn mit dir los?" fragte er, „Malheur gehabt? .. In der Liebe, was?"

Ich gab ihm gar keine Antwort und schwenkte rasch um die Ecke.

Am nächsten Morgen hatte ich wirklich rasende Kopfschmerzen. Ich wühlte mich mit Wollust in sie ein, um darüber meine quälenden Gedanken loszuwerden. Aber diese Gedanken und die Kopfschmerzen waren zwei Komponenten, die ihre Kräfte zu einem abscheulichen Zustand vereinigten. Ich lief wieder ins Freie, ruhelos durch die Stadt, über



die Moldau, die Kleinseite hinan und nach Smichow hinunter . . . alle Wege . . .

Dann plötzlich riß mich der Gedanke herum, daß inzwischen doch ein Brief von Ludmilla angekommen sein müsse. Keuchend rannte ich wieder zurück und kam schweißtriefend in den Weinbergen an. Nichts! Weder in ihrer, noch in meiner Wohnung.

Da entschloß ich mich, zur Besonnenheit zurückzukehren. Wenn der Brief nicht heute gekommen war, so mußte er morgen kommen — wozu also die Aufregung?

Aber meine Philosophie hielt nicht lange vor. Als ich am nächsten Tag wieder keine Nachricht erhielt, verfiel ich abermals in die Pein der Unruhe und wurde von einem unbestimmten Unheilsgefühl herumgetrieben. Ich wurde ganz menschenscheu, versäumte meine Vorlesungen und zeigte mich nicht auf der Bude. Draußen am Weißen Berg, in dem verrufensten Winkel Prags, hatte ich eine kleine Kneipe entdeckt, in der ich jetzt mein Nachtmahl einnahm, um nicht am Ende mit



meinen Freunden irgendwo zusammenzutreffen.

Das ging acht Tage so weiter.

Am Sonntag hielt ich es nicht länger aus. Ich beschloß, Ludmilla aufzusuchen und auf jeden Fall den Versuch zu machen, mit ihr zu sprechen.



17.

Als ich zu meinem alten Haus kam, bemerkte ich, daß eine Veränderung vorgegangen war. Das Wirtshausschild über den Fenstern neben dem Haustor zeigte nicht mehr den vom Wetter patinierten König Przemysl mit Hermelinmantel und Krone, sondern einen wilden Kriegsmann mit einer großen Heerpauke. Das Bild war ganz funkelnagelneu, und die Farben glänzten noch frisch. Und unter ihm stand: „Zur Trommel des Ziska".

Ich verstand den Sinn dieser Veränderung. Der gute alte König Przemysl war den Gästen des Herrn Manda wohl nicht genug stramm national gewesen. Er hatte die Deutschen ins Land gerufen und ihm in Städten und Bergwerken deutsche Kultur geschenkt. Sie zogen als Patron den Ziska vor, der diese deutsche Kultur wieder zerstören wollte.



Die Fenster standen offen. Ein Star pfiff irgendwo ein militärisches Hornsignal. Ich erinnerte mich an Frau Haberhauers Kanarienvögel. Ja — das war der beste Weg! Ich wollte zuerst einmal Erkundigungen einziehen. Meine alte Quartierfrau würde vielleicht etwas wissen.

Auch an Frau Sidonie Haberhauers Türe bemerkte ich eine Neuerung. Die Visitkarte war fort, dagegen war ein Guckloch angebracht, dessen Rundung mich wie ein strenges, forschendes Auge ansah. Es dauerte ziemlich lange, bevor jemand auf mein Klopfen kam. Dann wurde das Guckloch innen aufgeklappt, und ich fühlte mich einer eindringlichen Beobachtung ausgesetzt. Ich nahm meinen Hut ab und verbeugte mich vor der Türe.

Da wurde mir endlich aufgetan, und man ließ mich ein. Nicht Frau Sidonie selbst, sondern unsere alte Bedienerin stand vor mir. „Ich hab' Sie gar nicht erkannt, Herr Doktor," sagte sie mit Flüsterstimme. „Meine Augen sind schon so schlecht ... und mir

scheint ... Sie sind auch ein bißchen blaß und mager geworden, nicht?"

„Ich bin gerade unten vorbeigegangen, und da hab' ich mir gedacht, ich muß doch einmal die Frau Haberhauer besuchen."

Die alte Frau schüttelte den Kopf und sah mich kummervoll an: „Oh je ... unsere arme, gnädige Frau ... die will niemand sehen ... sie hat eine Angst vor allen Menschen." Und indem sie ihre Stimme noch mehr dämpfte, fuhr sie fort: „Sie ist ein bißchen wirr im Kopf seit damals. Ich hab' meine rechte Plag' mit ihr. Sie will niemand hereinlassen. Und wenn jemand klopft, so muß ich nur ganz verstohlen nachschauen gehen."

„Das ist ja schrecklich. Es will ihr doch niemand etwas tun."

„Ja ... aber ich sag' Ihnen, Herr Doktor, es ist eine Plag'. Wie die Männer die Möbel von Ihrem Herrn Vater gebracht haben, die er ihr geschickt hat, da war sie ganz außer sich. Sie hat die Tritte und die fremden Stimmen gehört und da hat sie sich in ihrem Zimmer



eingesperrt und hat geweint und gebetet. Sie hat gemeint, es ist wieder so . . . wie damals."

„Ich möchte sie aber doch gerne sehen. Vor mir wird sie sich doch nicht fürchten?"

„Na . . . ich weiß nicht. Wenn Sie wollen, so kann ich es ja versuchen . . . warten Sie ein bißchen."

Nun stand ich wieder im Vorzimmer allein. Drinnen, bei Frau Sidonie, hörte ich halblaute Stimmen. Es schien der Bedienerin schwere Mühe zu machen, ihre Frau zu überreden. Sie sprach sehr eindringlich und zärtlich. Dann kam sie heraus und ließ die Türe hinter sich offen: „Also gehen Sie, Herr Doktor," sagte sie, „aber bleiben Sie nicht zu lange bei ihr."

Frau Sidonie saß in dem Lehnstuhl am Fenster. Ihre mageren Arme lagen auf den Lehnen, ihr Kopf war krampfhaft nach der Türe gedreht, ihre Augen waren voll Furcht.

„Guten Abend, liebe, gnädige Frau," sagte ich, „ich muß doch einmal wieder nachsehen, wie es Ihnen geht . . . was Sie alleweil



machen ..." Ich bemühte mich, ihr Vertrauen durch einen möglichst heiteren, leichten Ton zu gewinnen.

„Guten A—bend," stotterte sie, und an ihrem mageren Hals wurde der Kehlkopf von einem schwerfälligen Schlucken hin- und hergeschoben. Ihr Blick glitt von meinem Gesicht nach meinen Händen hinab, als befürchte sie, dort eine Waffe zu entdecken.

„Was machen denn die Briefmarken?" fragte ich.

„Ja ... ja ... danke." Das Zimmer schien mir im Licht des Abends voll drückender Trauer.

„Schon wieder das Album voll, was? Heute habe ich nicht viel Zeit, aber nächstens müssen Sie mir zeigen, was es Neues gibt. Da bringe ich Ihnen auch ein paar hübsche, alte Nordamerika mit ..."

Der Kehlkopf wanderte an ihrem Hals hin und her. Aus ihrem Blick wich die Furcht nicht. Wie sie so dasaß, mumienhaft und hilflos, nur von einer ungeheuren Angst geschüttelt,



da tat sie mir so sehr leid, daß ich beschloß, meinen Besuch rasch zu beenden. Von ihr würde ich doch ohnehin nichts über Ludmilla erfahren.

„Also, es hat mich gefreut, daß ich Sie so munter getroffen habe, heute muß ich schon laufen ... ich habe eine Vertretersitzung. Aber nächstens bringe ich Ihnen die Nordamerika. Guten Abend, gnädige Frau.“

„Gu—ten A—bend,“ murmelte sie.

Vorsichtig ging ich hinaus, um sie nicht durch eine hastige Bewegung zu erschrecken.

Draußen erwartete mich die alte Bedienerin beim Putzen der Glastüre zur Küche. Sie ließ den Staublappen sinken und wandte sich mir zu: „Na, was sagen Sie? ...“

„Die arme Frau ... wie die heruntergekommen ist ...“

„Ja ... nicht wahr?“

Ich schwieg eine Weile. Dann fiel mir ein: vielleicht wußte die Alte etwas von Ludmilla.

„Herr Manda hat sich ja ein neues Schild geleistet! Der gute ‚König Przemysl‘ ist nicht mehr. Hier ist alles verändert ...“



Die Bedienerin seufzte tief auf und strich mit dem Rücken der Hand, in der sie den Staublappen hielt, über die Stirne: „Ich sag' Ihnen ja, Herr Doktor, wenn nicht mein Mann da begraben wär'... und wenn ich nicht jetzt wieder die arme Frau Haberhauer hätt' ... eher heut als morgen ging' ich von Prag."

Ich mußte rasch wenden, damit mir nicht am Ende die Alte mit ihren Erinnerungen ins Gleiten kam. „Ist da nicht auch ... ich glaube, ich habe beim Wanda unten auch immer ein junges Mädel gesehn. Wo ist denn die jetzt ..."

Widerstrebend folgte mir die Frau in die Gegenwart: „Die Ludmilla?"

„Ja ... ich frag' nur, weil sich einer von unseren Leuten ... mir scheint, der Lord Kolophonium — Sie kennen ihn ja — für sie interessiert hat."

„Ja ... die Ludmilla ... na ja ... es wird im Haus eine Menge gesprochen. Aber ich erfahr' doch nicht viel davon. Sie können mich alle nicht leiden. Ich bin doch eine Deut-



sche . . . mit wem soll ich sprechen? Nur hier und da grad zufällig ein Wort . . . sie war halt fort, die Fräul'n Ludmilla . . ."

„Verreist . . . von Prag weg?"

„Wo sie war, das weiß ich nicht. Aber verreist war sie nicht . . . sie ist ihrem Vater und dem Bräutigam durchgebrannt . . . mit einem Studenten, mir scheint sogar, mit einem deutschen Studenten . . ."

„Da wird der Lord Kolophonium Augen machen, wenn ich ihm das erzähle. Und jetzt ist sie wieder zurück?"

„Ja . . . es heißt, sie ist wieder da. Es hat ein Aufsehen im ganzen Haus gegeben. Aber man sieht sie nicht. Die einen sagen, daß er sie sofort aufs Land geschickt hat, zu Verwandten, weil . . . na, Sie wissen schon. Ich erfahr' halt nichts Rechtes. Wenn zwei miteinander sprechen und ich komm', so sind sie sofort still. Wenn die Frau Brabec nicht wär', die Modistin aus dem zweiten Stock, so wüßt' ich gar nichts."

„Und was meint denn die Frau Brabec?"



„Sie meint, daß das Mädel gar nicht weg ist. Der Herr Manda hat sie eingesperrt und läßt sie nicht heraus, bevor sie nicht ihrem Liebhaber abgeschworen hat."

Ich spürte plötzlich einen Schmerz an meiner Unterlippe und merkte, daß ich meine Zähne in sie eingebissen hatte. Der Krampf ließ nach. „So," sagte ich, „und ist denn der Manda nicht krank... oder krank gewesen?... Ich habe so etwas gehört ... von unserem Budenwirt, der mit dem Manda verwandt ist."

„Krank? ... Nein, davon weiß ich nichts ... jedenfalls nichts Besonderes."

„Na also ... das kann uns ja alles egal sein, nicht? ... Wenn's nur mit der Frau Haberhauer wieder besser werden wollt'! Nehmen Sie sich halt um sie an. In zwei, drei Wochen komm' ich wieder einmal herauf."

„Gute Nacht wünsch' ich, Herr Doktor," seufzte die Bedienerin und schloß die Türe recht vorsichtig, damit Frau Haberhauer nichts davon hören sollte.



18.

Ich stieg mit schweren Beinen die Treppen hinab. Eine Stufe schien von der anderen so weit entfernt, daß man sie kaum erreichen konnte. Im ersten Stock stand der wackere Vojtech Wawrezka und war dabei, die Stiege zu kehren. Er starrte mich zuerst ganz erstaunt an, dann aber grinste er mir höhnisch ins Gesicht. Ich sah, daß er um alles wußte, und daß er sich darüber freute, wie schön wir in die Falle gegangen waren.

‚Gut', dachte ich, ‚du hast ja recht, wir sind in die Falle gegangen, aber wir werden uns daraus befreien, oder ich will vor mir selber ausspucken müssen.'

Als ich die Türe zum Schankzimmer des Wirtshauses öffnete, war ich ganz ruhig. Es war noch nicht die rechte Zeit des Bierholens,



nur zwei Dienstmädchen standen vor dem Schanktisch, Herr Manda und ein Kellnerbursche hantierten an den Messingpipen.

Bei meinem Anblick blieb dem Wirt das Gesicht fast im Nacken stehen, er vergaß, daß er ein Glas unter den Hahn hielt, und der weiße Schaum floß ihm über die Hand auf die Marmorplatte und in den Rockärmel. Seine Negerlippen klafften, und die Kringel seines Haares schienen sich in die Länge zu ziehen, als wollten sie zu Berge steigen.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Manda,“ sagte ich.

„Was wollen S'?“ fragte er mit einem hilflosen Blick auf die Türe des Extrazimmers.

„Das kann ich Ihnen hier nicht sagen. Ich muß mit Ihnen allein sprechen.“

„Jetzt hab' ich nit Zeit. Kummen S' morgen früh.“

„Ich muß sofort mit Ihnen sprechen. Augenblicklich. Verstehen Sie?“

Herr Manda wand sich in Verlegenheit. „Ich kann nit weg von hier.“

12*



„Gehen wir in die Küche."

„In Kuchel is nit afg'räumt. Da kann ich Ihnen nit hinführen."

Ich machte der Verhandlung ein Ende, indem ich den Wirt zur Seite schob und auf die Küchentüre hinter dem Schrank zuging.

„Sie, gehn S' durt nit hinein!" schrie Manda. Aber ich war schon eingetreten, denn nun schien mir diese Abwehr verdächtig, und ich begann fast anzunehmen, daß ich hier irgendwie eine Spur finden würde, die mich zu Ludmilla führte.

Eine fette, schmutzige Person mit einer nassen Schürze und einem bunten Tuch um den Kopf schaute mich feindselig an und begann, mit dem Geschirr herumzuschlagen.

Herr Manda war mir gefolgt. „Ich werd' Ihnen in meine Wohnung führen!" sagte er mit gedämpfter Stimme.

Nun beharrte ich selbstverständlich darauf, hier zu bleiben: „Sie wissen, warum ich da bin," sagte ich.

„Nein, das weiß ich nit."



„Sie haben Ludmilla irgendwo eingesperrt. Sie werden sie freilassen."

Herr Manda stand mir gegenüber wie ein boshafter Zwerg, der in eine Klemme geraten ist. Er sah scheu zu mir auf, zwinkerte mit den rotgeränderten Augen und tanzte von einem Fuß auf den andern. „Was wollen S' . . . die Ludmilla is fort, bei der Tant' in Jitschin."

„Das ist nicht wahr. Sie haben sie eingesperrt. Das weiß ich ganz genau. Das ganze Haus weiß es."

Es fiel mir auf, daß die dicke Person ihr Herumschlagen zu einem betäubenden Lärm gesteigert hatte, als wollte sie unsere Stimmen übertönen. War Ludmilla hier irgendwo in der Nähe und sollte uns nicht hören? Ich faßte den Wirt am Rockkragen: „Sie werden mir sofort sagen, wo Ludmilla ist."

Er reckte sich auf den Zehen auf, als wolle er seine Würde auch äußerlich zur Geltung bringen, und fauchte mich an: „Und ich bin Vatter, verstanden . . . und kann mit Mädel machen, was ich will, und ich duld' nicht, daß



sie mit Ihnen geht ... verstanden ... und Sie schaun S', daß Sie nauskommen ..."

Ein plötzlicher Einfall machte mich erbeben. Lag da nicht hinter der Küche eine Kammer für allerlei Gerümpel, die Kammer, durch die mich Ludmilla an jenem Novemberabend geführt hatte? Ich sah, wie das Licht zögernd nach dem Kram in den Ecken, dem zerbeulten Pianino tastete ... —

„Sie haben nicht das Recht, Ihre Tochter einzusperren," sagte ich, „das geht über das Züchtigungsrecht des Vaters hinaus. Ich werde das zur Anzeige bringen."

„Und ich brauch' mir von Ihnen nit kummandieren lassen und ich hab' Ihnen schon einmal g'sagt, schauen S', daß S' nauskommen ..." Der kleine Mann hüpfte wie ein wütender Truthahn vor mir auf und nieder.

Ich hatte indessen in der Küche raschen Umblick gehalten. Außer der Türe nach dem Schankzimmer gab es noch zwei andere Türen in dem Raum. Die dort zwischen Ausguß und Küchenschrank mußte in die Kammer füh-



ren. Ohne mich mit einer Entgegnung aufzuhalten, schritt ich auf diese Türe zu und klopfte an. Die dicke Köchin starrte Herrn Manda an und vergaß das Lärmmachen.

„Ludmilla," rief ich, „Ludmilla, bist du da?" Ein Schrei und ein Schluchzen gab die Antwort.

„Machen Sie sofort auf!" sagte ich wütend. „Wenn Sie mir diese Türe nicht sofort aufmachen, so haben Sie heute abend die Polizei im Haus. Sie wissen doch ganz gut, daß wir Sie in der Hand haben."

Herr Manda duckte sich, als habe ihn eine Faust im Genick gefaßt. Sein Truthahntanz ging wieder in ein ängstliches Trippeln über, und er schaute zögernd nach dem Schankzimmer und nach seiner dicken Köchin. Aber es kam ihm keine Hilfe.

„Den Schlüssel her!" befahl ich.

Mit einem tückischen Schielen nach dem Ausdruck meines Gesichtes brachte der Wirt aus seiner Hosentasche einen Schlüssel zum Vorschein. Der Bart hatte sich in das



Taschenfutter verfangen, so daß ein Stück des Stoffes dabei mitging. Es dauerte endlos lange, bevor ich die Tür aufgesperrt hatte.

Das Licht der Küchenlampe brach in einen sonst ganz finsteren Raum. Da saß Ludmilla auf dem rostigen, eisernen Feldbett, in das man eine Matratze getan hatte. Sie erhob sich, indem sie sich auf die Querstange eines Seitenteiles stützte.

Ein Stöhnen brach aus ihrer Brust hervor, wie ein lange verhaltenes Weinen ... sie streckte mir die Arme entgegen.

Ich hielt sie wieder fest ... nach einer Ewigkeit ...

Wir wußten nicht, wo wir waren. Wir sprachen nicht, wir sahen einander nicht an, wir küßten einander nicht ... wir fühlten einander nur wie die einzige Möglichkeit des Daseins und Atmens ...

Ein Brüllen brach in dieses glückliche Schweben.

Ich schrak auf ... Jaroslav stand in der Tür zur Kammer, scharf vor dem hellen Aus-



schnitt. Hinter ihm, unter seiner Schulter, sah ich den Negerkopf Mandas.

Er brüllte noch einmal: „Her zu mir, Ludmilla!“

Da brach das Mädchen los. Es war ein Feuerregen von Worten in ihrer Muttersprache. Sie warf ihm ihren ganzen Haß ins Gesicht, sie beschimpfte ihn, sie ballte ihren Abscheu in hohnvolle, schmähende Sätze. Ich verstand dieses wilde Sprühen nicht in seinen Einzelheiten, aber ich verstand ihren Ausdruck und ihre Gebärde, und ich verstand, daß sie ihm zum Schluß wie rasend zurief: „Nie, nie, nie, nie ... nie!“

Während dieses Tobens erfaßte eine seltsame Bewegung den Körper des jungen Mannes, eine Bewegung, wie ich sie sonst nur bei Bären hinter dem Gitter ihres Käfigs wahrgenommen habe. Ein Wiegen des Kopfes nach beiden Seiten bei gesenktem Nacken, ein schwerfälliges Hin und Her aufgespeicherter ungefüger Kraft. Als Ludmilla geendet hatte, stand Jaroslav plötzlich still und brummte tierisch dumpf.



Dann stürzte er plötzlich vorwärts, in die Dämmerung der Kammer, raffte irgendeinen länglichen Gegenstand vom Boden, schnellte sich wieder empor und schlug Ludmilla blitzschnell über den Kopf.

Ich sah sie neben mir sinken ... im nächsten Augenblick hatte ich auch schon den Burschen an der Kehle. Ich spürte einen sich windenden Körper unter mir ... dann auf einmal wurde ich gewaltsam aufgerissen ... ein Gedränge von Menschen war um mich, ein wütendes Geschrei ... ich fühlte Schläge auf meinem Schädel ... ein Stoß traf mich in den Rücken, nach dem ich eine angenehme Wärme empfand ...

Dann war nur ein Summen und Sausen in mir und um mich ...

... Und dann saßen drei meiner Farbenbrüder an einem Tisch und hatten Karten in den Händen und spielten, während sie sich flüsternd unterhielten. Das waren Richard Zwettl, Lord Kolophonium und Erich Rübsam.

Und ich lag im Bett, in einem Raum mit



kahlen, weißen Wänden und einer Decke, auf die eine späte Sonne eine schief geschnittene Goldplatte gelegt hatte.

Zwettl wandte sich nach mir um, warf die Karten hin und stand auf: „Na also!" sagte er. „Der junge Mann kiebitzt schon!"

„Was spielt ihr denn da?" fragte ich und wunderte mich, daß mir das Sprechen so schwer wurde.

„Was sollen wir spielen? Skat, damit uns die Zeit nicht so lang wird. Du hast dich ja an der Unterhaltung nicht beteiligen wollen!"

Ich sah mir ihre besorgten Gesichter eines nach dem andern an. Erich Rübsam hielt meine Hand. Dann sagte er: „Warte ein bißchen," und schob mir ein Fieberthermometer in die Achselhöhle.

Ich wußte nun wieder alles.

„Was ist denn das eigentlich mit mir?" fragte ich.

„Nichts Besonderes! Sie haben dir nur das Fell gegerbt, als ob sie die Trommel des



Ziska damit bespannen wollten. Es waren die Herren aus dem Extrazimmer, zwölf oder dreizehn Stück ... du bist ehrenvoll der Übermacht erlegen. Im Rücken hast du einen Messerstich beinahe bis auf die Lunge — eine Abfuhr unter Brüdern. Und aus dem Hirnkasten haben sie dir ein paar Knochensplitter losgeschlagen, aus denen du dir Manschettenknöpfe machen lassen kannst. Wenn du nächstens antrittst, so mußt du dir dein hochgeehrtes Hinterhaupt mit Blech beschlagen lassen."

„Und ich ... hab' ich den Jaroslav nicht doch auch ...?"

„Ja ... du hast ihn auch ganz gut zugerichtet. Aber sie haben dir nicht Zeit gelassen, die Arbeit gründlich zu machen."

Lord Kolophonium hatte ein Fenster geöffnet. Ich hörte das wirre Durcheinanderschreien der Spatzen in den alten Kastanienbäumen des Gartens. Die Goldplatte war bis auf einen geringen Rest in der fernsten Ecke von der Decke meines Zimmers verschwunden. Und ein schwacher Reflex des ge-



öffneten Fensters breitete sich über den Tisch, auf dem die Skatkarten durcheinander lagen...

Ich wagte die letzte Frage: „Und ... was ist mit Ludmilla geschehen?“

Rübsam trat rasch zu mir und faßte meine Hand, ich fühlte einen schmerzhaften Druck. Niemand sprach. Ich wandte langsam den Kopf und sah meine Freunde an, einen nach dem andern. Rübsam hatte die Unterlippe zwischen die Zähne genommen, Lord Kolophonium sah zu Boden, und Zwettl hatte sein Gesicht dem Fenster zugekehrt. Es war seltsam erhellt ... ein lichter Fleck im dunkelnden Zimmer.

„Sie ist tot?“ fragte ich ...

„Sie ist heute begraben worden ...“ sagte der Zweitchargierte, und es war, als spräche die seltsame Helle dieses Wort.

Dann ging ein großer Vorhang nieder, brausend und rauschend, in vielen Falten.



19.

Der Teil der Stadt, in dem das Haus „Zum König Przemysl" stand, ist der Erneuerung Prags zum Opfer gefallen. Breite Straßen mit modernen Häusern kreuzen einander rechtwinklig auf der Stätte einstigen Winkelwerks, enger, gewundener Gäßchen, versteckter Durchgänge, überraschender Einblicke in uralte Höfe. Als ich nach einigen Jahren wieder nach Prag kam, hatte ich Mühe, die Stelle aufzufinden, wo jenes Haus gestanden hatte.

Es war im selben Jahre, in dem Jaroslav aus dem Gefängnis entlassen worden war.

Ich besuchte Ludmillas Grab und legte einen Strauß aus Eichenblättern und Kornblumen darauf nieder. Als ich am nächsten Tage wiederkam, war der Strauß fort.



Ich machte keinen Versuch mehr, ihr Grab mit den Zweigen und Blumen des Volkes zu schmücken, dem sie sich durch mich angeschlossen hatte. Aber ich nahm mir damals vor, unsere kleine Geschichte niederzuschreiben. Diese Geschichte, die vielleicht für das große Geschehen ganz nichtssagend und unbedeutend ist, die aber mein Leben zuerst ins Helle und dann in um so tieferes Dunkel geführt hat.

